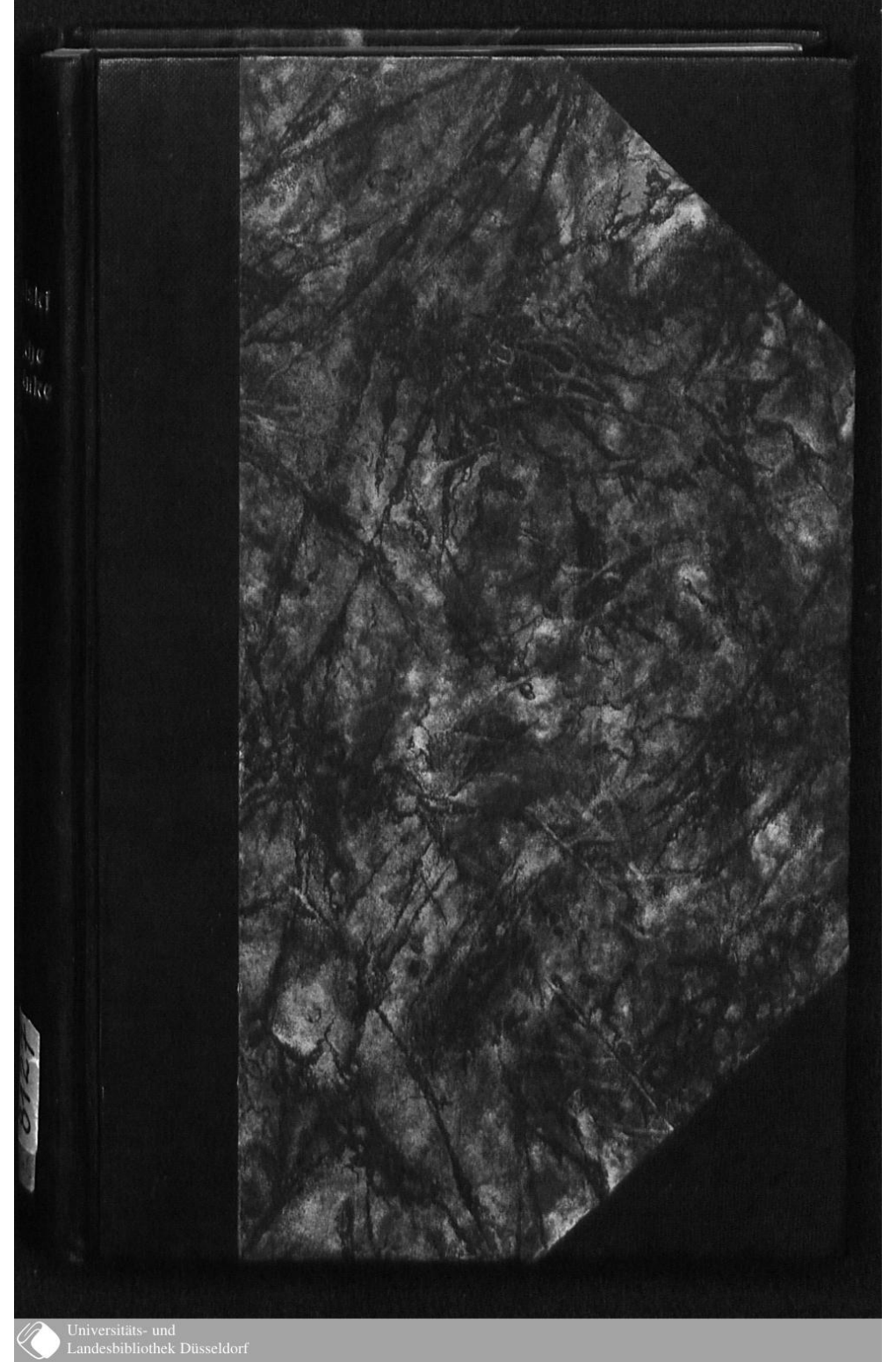


Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ULB Düsseldorf

+4113 087 01

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Deutsche Schwänke

Gesammelt von A. Wesselski

Vereinigung
Heimat und Welt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Albert Wesselski
Deutsche Schwänke

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Alle Rechte vorbehalten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Deutsche Schwänke

Gesammelt und eingeleitet

von

Albert Wesselski

Mit 13 alten Holzschnitten

Vereinigung Heimat und Welt
Geschäftsstelle: Alexander Duncker Verlag, Weimar
[1914]

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dr. Lit 8127
Ve

LANDES- UND STADT- BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

Den Umschlag zeichnete A. Metzeroth in Weimar.

34.8.744

Buchdruckerei Emil Herrmann senior in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Alter Titelholzschnitt.

Einleitung.

Als ich von dem Herrn Verleger dieser Sammlung den ehrenden Auftrag erhielt, ein Büchlein deutscher Schwänke des sechzehnten Jahrhunderts zusammenzustellen, war ich anfänglich sehr unschlüssig, ob ich annehmen oder ablehnen solle, und das nur aus dem Grunde, weil es schon eine große Anzahl von Werken gibt, die Hunderte von deutschen Schwänken in einen Rahmen gefaßt haben, jedes von einem andern Gesichtspunkt aus: das eine ordnet die Schwänke chronologisch nach den Verfassern, das andere nach Materien, ein drittes scheidet sorgfältig alles aus, was bei irgendjemand und irgendwie Anstoß erregen könnte, wieder eines verfolgt ausgesprochen kirchliche Zwecke, und um die Reihe voll zu machen, fehlen auch Sammler nicht, die gerade das bringen, was andere ausschließen, nämlich den Unflat. Mit den einen und den andern wettzueifern, fehlte es mir an Lust; wollte ich mich also der mir

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ansonsten lieben Aufgabe unterziehen, so mußte für die Auswahl aus dem schier unüberblickbaren Wuste von Schnaken und Schnurren eine Richtschnur gefunden werden, an die sich noch kein Vorgänger gehalten hat. Glücklicherweise war diese nach kurzer Überlegung gefunden: bis jetzt hat noch niemand, weder Gelehrter noch Laie, einen Unterschied gemacht, ob die Schwänke, die er in seine Lese aufnahm, auch wirklich und ursprünglich deutsch oder aus fremden Literaturen und also mittelbar aus fremdem Volksmund entlehnt seien, und so mengt sich in all diesen Zusammenstellungen, deren ältere gleichwohl hoch verdienstlich sind, deutsches Gut mit internationalem, das auf unserm Boden zu neuem Zinse herangezogen worden ist; um also etwas Neues und vielleicht nicht Unnützliches zu geben, galt es, das Fremde von dem Einheimischen zu scheiden. So bringt denn dieses Bändchen nur deutsche Schwänke, Schwänke, die nicht nur in deutscher Sprache erzählt wurden, sondern die auch dem Boden der Heimat entstammen. Das heißt, diese Absicht besteht; die Ausführung wird wohl hinter der Absicht zurückbleiben. Denn die Schwierigkeiten sind groß.

Jedermann kennt den Schwank von dem Schwaben, der das Leberlein gefressen. Diese köstliche Erzählung macht gewiß einen durch und durch deutschen Eindruck; aber doch hat es schon zwei Jahrhunderte vor der deutschen Bearbeitung, die wieder drei Jahrhunderte später in Simrocks und Bechsteins Märchenbücher übergegangen ist, eine italienische Darstellung des Stoffes gegeben, und diese stammt vermutlich, da auch arabische und persische Versionen vorhanden sind, aus einem apokryphen Evangelium. Ebenso bekannt ist die Geschichte von den törichten Bauern, die ihren Bannwart, damit er ihnen nicht die Feldfrucht zertrete, zu vieren auf einer Hürde in den Acker tragen. Aus der schwäbischen Facetiensammlung, die den Schwank durch einen Vermittler in das Schildbürgerbuch entsandte, haben Franzosen, Italiener, Engländer und Spanier im Übermaße geschöpft; ihn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aber haben sie nicht übernommen, vielleicht weil er ihnen in seiner Harmlosigkeit zu deutsch war, und doch steht er schon, wie wir seit zwei Jahren wissen, in einem buddhistischen Traktate, der schon im Jahre 492 unserer Zeitrechnung ins Chinesische übersetzt worden und uns dergestalt erhalten geblieben ist. Diese zwei Beispiele zeigen deutlich, wie schwer auch dort, wo sich keine annähernd gleichzeitige Behandlung eines Motivs außerhalb der deutschen Literatur findet, die Beurteilung des ursprünglichen Eigentumsrechtes ist; was heute noch nur bei einem deutschen Erzähler nachzuweisen ist, kann uns morgen etwa in einem altsyrischen Buche begegnen.

Das ist aber nicht alles. Die Leser werden auf S. 39 einen Schwank finden, betitelt Der hölzerne Johannes, und manch einer wird sich dabei des Gellertischen Gedichtes Die Witwe erinnern; er stammt in unserer Fassung aus der Zeit vor 1563, und der Erzähler sagt, er sei ihm von einem Freunde mitgeteilt worden. Es kann also keinem Zweifel unterliegen, daß er damals in Deutschland im Umlaufe gewesen ist; daß er aber wirklich deutschen Ursprungs sei, kann füglich bezweifelt werden, weil er schon 1526 in englischer Sprache aufgezeichnet worden ist. Da aus dieser Annexion keine Verwicklungen drohen, so erlauben wir uns, Besitz davon zu ergreifen; das ändert aber nichts daran, daß unser Rechtstitel nur sehr schwach ist. Ein anderer Fall: Aus derselben Quelle, der das erwähnte Schildbürgerstückchen entnommen ist, schöpft ein deutscher Schwankerzähler den Stoff für eine in der Schweiz lokalisierte Geschichte (S. 96: Erni und Uli); aber er hängt eine nur aus Frage und Antwort bestehende Bearbeitung eines Meistergesanges von Hans Sachs an, und das was der Nürnberger gereimt hat, läßt sich ähnlichen Inhalts schon in einem um 1300 verfaßten französischen Gedichte nachweisen. Hätte deshalb der ganze Schwank ausgeschieden werden sollen?

Die hauptsächlichste Schwierigkeit jedoch, eine Schnurre diesem oder jenem Volke zuzuweisen, liegt in der Volksfremdheit der geistlichen Exempelliteratur;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

denn die Schwänke sind — dafür werden täglich neue Belege bekannt — zu großem Teile Bearbeitungen oder einfache Nacherzählungen von Predigtmärlein. Seit den Zeiten des großen Kreuzzugpredigers Jakob von Vitry († 1240) waren bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein zahlreiche Mönche geschäftig, Märlein aufzuzeichnen, die sich eigneten, in der Predigt als Exempel verwandt zu werden, einmal um die Lehre der Kirche zu bekräftigen und zu bewähren, dann aber auch, und dieser Zweck scheint schließlich an die vordere Stelle gerückt zu sein, um die Zuhörer zu unterhalten, um sie in die Predigt zu locken. Anfänglich dienten als Exempel Geschichten aus dem Altertum, aus dem Leben der Väter und der Heiligen und fromme Legenden; nach und nach wurden die Stoffe leichter und freier, und gar oft mögen die Kirchen von dem fröhlichen Lachen über Possen widerhallt haben, deren heutige Gegenstücke in die Säle der Kabarette verbannt sind. Schließlich kam es soweit, daß an bestimmten Tagen des Jahres nur noch lustige Predigten üblich waren, und der Risus paschalis, das Ostergelächter, und die Schimpfreden, zu denen der Geistliche am Neujahrstage gleichsam verpflichtet war, haben wohl auch im übrigen Jahr gar oft ihre Wiederholung gefunden. Diese Exempel wurden in der Sprache des Klerus, also lateinisch, niedergeschrieben, wurden also in kurzer Frist Gemeingut der Prediger in aller Herren Ländern; es ist daher ganz gut möglich, daß ein Schwank, den zum Beispiel der Engländer Johannes Bromyard, der Gegner Wyclifs und schwänklichste aller Dominikaner, erzählt, in letzter Instanz einem Deutschen oder einem Franzosen eignet, wenn er nicht überhaupt, wie in gar vielen Fällen, orientalischer Abkunft ist.

Beinahe nur solche der Predigtliteratur entstammende, glücklicherweise aber oft der jüngsten Zeit angehörige Geschichten erzählt der als Jude geborene Barfüßermönch Johannes Pauli in seiner 1519 abgeschlossenen, im Drucke erst 1522 erschienenen Sammlung Schimpf und Ernst, worin, wie er selbst sagt, viel

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schimpfliche, kurzweilige und lächerliche Exempel sind, damit die geistlichen Kinder in den Klöstern zur Erlustigung ihres Geistes zu lesen und die Prädikanten zur Erweckung der Schläfrigen zu predigen hätten, aber auch erschreckliche und ernstliche Dinge, davon die, die auf den Schlössern und den Bergen wohnen, gebessert werden sollten; „und ist nichts hergesetzt, denn das mit Ehren wohl mag gepredigt werden". Von der großen Zahl von Ausgaben, die der Schimpf und Ernst erlebt hat, kann nur die erste, von Pauli besorgte, als authentisch gelten; späterhin kamen, wie er in seiner Vorrede selbst erbeten hat, Zusätze und Einschiebungen vor, die übrigens dem Charakter des Buches als Volksbuch keinen Eintrag taten. Durch seine treffliche Charakterisierung des verlotterten kirchlichen Lebens war es befähigt, die Reformation zu überdauern, und viele protestantische Erzähler holten sich ihre Stoffe bei dem elsässischen Mönche. Der Schimpf und Ernst ist 1866 von Hermann Österley neu herausgegeben worden.

Pauli scheint schon die Facetien des Schwaben Heinrich Bebel (1472 bis etwa 1518) gekannt zu haben. Auch dieser Gelehrte — er bekleidete, nachdem er in Krakau und Basel studiert hatte, in Tübingen das Amt eines Professors der Oratorien — schöpft für seine im Gegensatz zu Pauli lateinisch abgefaßten Schwänke, deren erste zwei Bücher 1508 erschienen sind, während ihnen das dritte vier Jahre später gefolgt ist, vielfach aus den Predigt- und Exempelmagazinen; aber diese Stücke sind samt denen, für die sonst noch geschriebene oder gedruckte Quellen vorliegen, gering an der Zahl denen gegenüber, die er unmittelbar aus dem Volksmunde aufzeichnete. Nach dem, was Bebel an mehreren Stellen seiner Facetien sagt, dürfen wir uns in ihm etwas Ähnliches vorstellen, wie einen modernen Folkloristen; was er bei Zechen in Bauernschänken, bei Gelagen in Pfarrhäusern und in Klosterrefektorien an lustigen Erzählungen aus dem täglichen Leben oder an verständigen Erneuerungen alter Traditionen hörte, das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schrieb er treulich in seinem treuherzig-gravitätischen Latein nieder. Oft genug ist ihm Obszönität vorgeworfen worden; aber er ist auch nicht anders, nicht besser und nicht schlechter als Pauli: dieser scheut es nicht, heikle Dinge zu berühren, wenn er glaubt, durch ihre Erzählung bessern zu können, Bebel nicht, wenn er damit ein fröhliches Lachen zu erregen hofft. Mit wenigen Ausnahmen könnten die naiven Facetien des Schwaben auch in dem Schimpf und Ernst stehen, und tatsächlich hat auch Pauli ihrer einige in seine Sammlung aufgenommen. Bebels Buch hatte einen ähnlichen Erfolg wie der Liber facetiarum des päpstlichen Sekretärs Poggio, dem es in der äußern Anlage nachgebildet ist. Abgesehen von den Nachahmungen geringerer Bedeutung, die es gefunden hat, wie die Margarita facetiarum von Johann Adelphus und die Joci ac sales von Othomar Luscinius, hat es auf die Schwankliteraturen aller europäischen Kulturvölker einen noch nicht genügend gewürdigten Einfluß gehabt; ins Deutsche ist es, aber nur teilweise, 1558 übersetzt worden. Eine vollständige Ausgabe rührt von dem Schreiber dieser Zeilen her und ist 1907 in München erschienen.

Im Zusammenhange mit Bebel mag dessen 1455 geborener, mit Pauli ungefähr gleich alter Landsmann Augustin Tünger, Prokurator des Konstanzer Bischofshofes, genannt werden, der 54 Facetien in lateinischer Sprache verfaßt, ihnen aber, da der Graf Eberhard von Württemberg, dem sie gewidmet sind, nicht lateinisch verstand, eine deutsche Übersetzung beigegeben hat. Tünger berichtet augenscheinlich nur Selbsterlebtes und Selbstgehörtes; wo er bekannte Stoffe bearbeitet, erzählt er sicherlich nach dem Volksmunde. Sein Büchlein, das erst 1874 von Adelbert v. Keller aus der Handschrift h rausgeben worden ist, blieb ohne Wirkung; Bebel allerdings scheint es gekannt zu haben.

Das erste richtige Schwankbuch in deutscher Sprache ist das 1555 erschienene Rollwagenbüchlein Georg Wickrams, des damaligen Stadtschreibers von Burgheim im

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Breisgau. Das Buch ist einem Wirte in seiner Heimatstadt Colmar, Martin Neu mit Namen, zugeeignet, und in dem Widmungsbriefe sagt Wickram: „Sodann ist es auch in Euerm Gebrauch, alle Straßburger Messen einen eigenen Rollwagen (d. i. ein Personenfuhrwerk) anzurichten; alsdann habt Ihr Euch samt guten Herren und Freunden mit diesem Büchlein zu ergötzen, dieweil Ihr auf der Fahrt seid, welches auch von männiglich ohne

Titelholzschnitt einer alten Ausgabe der „Gartengesellschaft".

allen Anstoß mag gelesen werden". Wickram erzählt durchwegs ohne Benutzung einer literarischen Vorlage; seine Quelle war das tägliche Leben. Verfänglichen Stoffen geht er nicht gerade aus dem Wege, behandelt sie aber, wie Johannes Bolte in dem 1903 von ihm besorgten Neudrucke sagt, mit Dezenz und Unbefangenheit. Die der ersten folgenden Ausgaben — bis zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges sind es mindestens dreißig, was auf eine Beliebtheit schließen läßt, wie sie der Schimpf und Ernst genoß — erhöhen die Zahl der Schwänke, die ursprünglich 67 betrug, nach und nach

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bis auf 111, und auch diese Zugaben dürfen nach Boltes Meinung der Verfasserschaft Wickrams zugerechnet werden. Elf Stücke hat Hans Sachs zu Meisterliedern umgearbeitet, und auch andere Meistersinger haben das Rollwagenbüchlein benutzt.

Die Beliebtheit des Wickramschen Werkes machte sich schon ein Jahr nach seinem Erscheinen der Stadtschreiber des elsässischen Städtleins Marsmünster Jakob Frey zunutze, der die Abfassung seiner Gartengesellschaft — sie ist 1896 von Bolte neu herausgegeben worden — in der Vorrede an den gütigen Leser mit einer durch das Rollwagenbüchlein erhaltenen Anregung rechtfertigt; sein Buch ist auch in mehreren Ausgaben als Der ander Teil des Rollwagens bezeichnet. Frey hat das in der Einleitung gegebene Versprechen, er werde nichts hineinsetzen, was vor ehrbaren Frauen oder Jungfrauen ungebührlich zu reden wäre, keineswegs gehalten, sondern seinen von ihm verschleierten Quellen Poggio, Bebel und Adelphus, allerdings neben vielen harmlosen Stücken, sehr gern solche entnommen, deren Anzüglichkeit ihm Gelegenheit gab, das Original zu übertrumpfen; im übrigen erzählt er leicht und anschaulich und ist darauf bedacht, die Erzählung durch Einführung ihm bekannter Örtlichkeiten und Umgangsformen lebendig zu machen: von einer einfachen Übersetzung kann keine Rede sein. Es hätte der Eintragung im Gerichtsbuche von Marsmünster, die in der Liste der Gerichtsleute dem Namen Frey die Worte beifügt: „Gnad dir Gott! Ist auch ein guter Zechbruder gewest", nicht bedurft, um uns darzutun, daß er einen lustigen Humor gehabt haben muß.

So wie Frey eine Fortsetzung des Rollwagenbüchleins geben wollte, so schließt sich an ihn wieder der Straßburger Martin Montanus an, der vor 1566 — das Buch ist undatiert — Das ander Teil der Gartengesellschaft erscheinen ließ, nachdem er schon 1557 mit einem Büchlein desselben Schlages, dem Wegkürzer, an die Öffentlichkeit getreten war. Für gelehrte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zwecke liegt von beiden seit 1899 ein wieder von J. Bolte besorgter Neudruck vor. Montanus schreibt die deutsche Übersetzung des Dekamerons für dreiundzwanzig Schwänke aus, und weitere vier Novellen Boccaccios hat er zu eigenen Büchlein verarbeitet; nebenbei benutzt er Poggio und andere Autoren, unter ihnen auch Bebel, erzählt aber auch vieles nach der lebendigen Überlieferung. In der gereimten Epistel an den Leser der Gartengesellschaft tut er überaus züchtiglich; hinterher befleißigt er sich jedoch mit dem besten Erfolge, Frey zu übertreffen und es schier Michael Lindener gleichzutun.

Dieser Lindener, seines Zeichens Korrektor, aber auch Poeta laureatus, ist der Verfasser der zwei unflätigsten Bücher des ganzen Jahrhunderts: das eine heißt Katzipori — der Titel läßt sich mit Rücksicht auf die gute Sitte nicht erklären — und ist wie das andere, Rastbüchlein genannt, 1558 erschienen; beide sind 1883 von Fr. Lichtenstein kritisch herausgegeben worden. Nach zwei handschriftlich erhaltenen Mitteilungen, die J. Bolte gelegentlich wiedergibt, ist Michael Lindener um eines Mordes willen, den er am 21. August 1561 begangen hat, am 7. März des folgenden Jahres in Friedberg bei Augsburg mit dem Schwerte gerichtet worden; „hat vor seinem End auf der Pfaffen Begehren das Sakrament in einerlei Gestalt nicht empfangen wollen". Über Lindener wird gemeiniglich wegen seiner unleugbaren Freude an der Zote äußerst absprechend geurteilt; mir scheint er bei allem Zynismus, der unter dem Drucke eines verfehlten Lebens entstanden sein mag, ein nicht unbedeutender Mensch gewesen zu sein, ein Johann Christian Günther, gesalbt mit einigen Tropfen Rabelaisischen Öls. Leider gestatten die paar Geschichten von ihm, die mitteilbar sind, kein Urteil über ihn.

Die damalige Zeit war robust und liebte eine kräftige, gewürzte Kost. Lindener hat die vorhandene Neigung zum Sauglockenläuten vielleicht noch steigern wollen; sein Landsmann, der Leipziger Valentin Schumann, Student, Landsknecht und Schriftgießer, hat sich in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seinem 1559 erschienenen Nachtbüchlein begnügt, ihr entgegenzukommen, steht aber, was Derbheit und Urwüchsigkeit betrifft, keinem seiner Vorgänger nach. Bolte, der in seinem 1893 veranstalteten Neudrucke des Werkchens dem Verfasser berechtigterweise echtes Erzählertalent, lebendige Ausdrucksweise und gesunden Humor zuerkennt, stellt fest, daß er mehrere gedruckte oder handschriftlich umlaufende Schwankgedichte in Prosa umgesetzt hat; so bringt denn Schumann neben Bearbeitungen internationaler Stoffe auch viel Bodenständiges und Ursprüngliches.

Dem Schwiegervater Fischarts, dem elsässischen Chronisten Bernhard Hertzog verdanken wir ein freilich nur in spätern Auflagen erhaltenes Schwankbuch, die Schiltwacht; die erste Ausgabe (von 1560) ist verloren. Hertzog hat es sich leicht gemacht: was ihm bei Wickram, Frey und Lindener und in Stainhöwels Äsop zusagte, hat er einfach abgedruckt, und auf diese Weise hat er mehr als die Hälfte seines Buches hergestellt. Dies berechtigt zu dem Schlusse, daß er auch für die kleinere Hälfte, deren Vorlagen unbekannt sind, irgendwelche, heute vielleicht verlorene Bücher benutzt hat. Wenn dies zutrifft, könnte er vielleicht Schwänke erhalten haben, die in ihrem Original von Hans Sachs benützt worden sind; man vergleiche zum Beispiel Hans Sachsens zwei Meistergesänge Der doll Statschreiber mit dem unten S. 17 mitgeteilten Schwank Der Stadtschreiber von Libuß.

Das umfangreichste und doch diesen Namen nur mit großen Einschränkungen verdienende Schwankbuch ist der Wendunmuth des ehemaligen Landsknechts und spätern Burggrafen von Spangenberg Hans Wilhelm Kirchhof; das Werk umfaßt sieben Teile, von denen die ersten 1563, die letzten 1603, in dem wahrscheinlichen Todesjahre des Verfassers, erschienen sind. Anfänglich hatte Kirchhof nur beabsichtigt, eine Verdeutschung der Facetien Bebels zu liefern; davon hat ihn abgehalten, „erstlich daß etliche gar spöttisch und sehr ärgerlich vor dem gemeinen unverständigen Mann von Gott und seinen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Werken reden, zum andern eines Teiles in deutscher Sprache nicht so klappen wie im Latein, die dritten züchtigen Ohren sehr zuwider und die vierten vorhin in vielen andern Büchern angezogen sind". Also hat er nur die restlichen herausgenommen, sie „vertiert . . . und von Schimpfs wegen allenthalben gemehrt" und dazu mancherlei Geschichten gefügt, die er teils aus andern Skribenten gezogen, teils von Gönnern mitgeteilt erhalten, teils selbst erlebt hat. Auf diese Art ist ein wunderliches Kunterbunt von historischen Erzählungen, Apophtegmen, Novellen, Fabeln, Sinnsprüchen usw. entstanden, das genug des Interessanten bietet, auch wenn billigerweise die reichliche Hälfte ausgeschieden wird. Einen Neudruck des Wendunmuts hat Hermann Österley 1869 besorgt.

Nicht unbeachtet durfte noch ein Werk bleiben, das zwar seiner Anlage nach außerhalb der Reihe der eigentlichen Schwankbücher steht, das aber den Schwank als Mittel der Darstellung verwendet; das sind die Sprüchwörter von Johann Agricola aus Eisleben. Die Auslegung, die er den in der ersten Sammlung (1529) meist, in der zweiten noch zum Teile aus dem Volksmunde übernommenen Sprichwörtern gibt, ist zwar oft sehr gezwungen, wird aber hin und wieder durch Schwänke unterstützt, die sich vor ihm nirgends aufgezeichnet finden und nicht selten voll eines köstlichen Humors sind. Gegenüber dem vielen Minderwertigen, das in unserer Zusammenstellung, wenn sie einen richtigen Überblick über die in der Reformationszeit im deutschen Volke umlaufenden Schwankmotive geben sollte, unerläßlich war, hätte es eine Unbilligkeit bedeutet, auf die lustigen Märlein des einstigen Genossen Luthers zu verzichten, der 1566 als Hofprediger in Berlin verstorben ist. Unbedenklich konnten hingegen die oben erwähnten und andere unbedeutende Nachahmer Bebels beiseite gelassen werden, und weiter wird es uns niemand verargen, daß wir es unterlassen haben, aus Volksbüchern wie dem Eulenspiegel und den Schildbürgern oder Kom-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

pilationen wie Wolfgang Bütners Historien von Claus Narren durch Zerreißung ihres Zusammenhanges einige Steinchen für unser Mosaik zu gewinnen.

So wäre denn der zur Verfügung stehende Stoff abgeschlossen gewesen, wenn es nicht ratsam erschienen wäre, ihn ebenso wie durch die Facetien Tüngers, die noch dem fünfzehnten Jahrhundert angehören, auch nach oben durch Heranziehung von spätern Schwänken einzurahmen. Hierfür kamen in erster Linie in Betracht die Jocoseria des als Sohn eines evangelischen Geistlichen geborenen, aber zum Katholizismus übergetretenen und 1640 als Reichshofrat in Prag verstorbenen Otto Melander. Dieses dickleibige, lateinisch geschriebene Buch, dessen erste zwei Teile 1600 erschienen und 1608 um einen dritten vermehrt worden sind, besteht hauptsächlich aus Exzerpten von Ottos Vater, doch hat auch der Sohn einiges beigesteuert. 1605 ist eine Auswahl aus dem bis dahin Vorliegenden durch Wolfgang Kezel verdeutscht und durch Auszüge aus deutschen Büchern auf einen Umfang von zwei Bänden gebracht wrden; in dieser deutschen Ausgabe treten der lehrhafte Charakter des Originals und das dort wuchernde Kollektaneenunwesen etwas zurück.

Weiter verdiente eine Berücksichtigung, allerdings wohl hauptsächlich seiner großen Seltenheit wegen, Michael Caspar Lündorfs Wiesbadisch Wiesenbrünnlein, dessen zwei Teile 1610 und 1611 erschienen sind.

Diesen Quellen also sind die im folgenden mitgeteilten Schwänke entnommen. Bei ihrer Auswahl war neben der eingangs erwähnten Absicht, nur Deutsches aufzunehmen, noch die Erwägung maßgebend, daß zwar alles, was berechtigten Anstoß erregen könnte, ausgeschlossen bleiben müsse, daß aber nichtsdestoweniger der Prüderie kein Raum gegönnt werden dürfe. Für die Tummelstätten der heitern Laune sind freilich die Schranken mit der Zeit enger gerückt worden; aber wir sind die Kinder jener Männer und Frauen, die sich vor Jahrhunderten an kräftiger Kost ergötzten: ihr Freimut in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

manchen Dingen hat also für uns gewissermaßen etwas Ehrwürdiges. Und ein verzerrtes Bild hätte es ergeben, wenn einzelnen Nörglern zuliebe, an denen es nie mangeln wird, die einem zwar derberen, aber sicher nicht minder sittlichen Zeitalter eigenen Humore ausgemerzt worden wären.

Tetschen, im Herbst 1913.

Albert Wesselski.

Alter Titelholzschnitt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Inhaltsverzeichnis.

Die den Titeln der einzelnen Stücke nachgesetzten Buchstaben bedeuten: A Agricola, B Bebel, F Frey, H Herzog, K Kirchhof, Li Lindener, Lu Lundorf, Me Melander, Mo Montanus, P Pauli (die nicht der ersten Ausgabe von Schimpf und Ernst entstammenden, also nicht von Pauli herrührenden sind mit P* bezeichnet), S Schumann, T Tünger und W Wickram.

Seite

Von Gotteswort, Wallfahrt und Pönitenz

Die Ablaßbriefe P 3
Die Wallfahrt zu St. Veit W 3
Schnelle Wirkung Me 5
Keine Wirkung Me 6
Das Fastengebot W 7
Die Zweifaltigkeit F 8
Nicht zu viel Gottvertrauen F 9

Von Einfalt und Frömmigkeit

Die himmlische Pfeife F 11
Christus und die Juden W 11
Die Nottaufe und das Kalb P 11
Das Liebste nimmt der Teufel F 12
Osterspiele B 13
Das Glück im Pferd P 13
Der heilsame Kalender H 14
Aderlaß und Nardenwasser Me 15
Wie man dem Rosse eine Schalkheit tut H 16
Der Stadtschreiber von Libuß H 17
Bäuerin und Bürgermeister Lu 18

Von Pfaffen und Nönnlein

Ein schimpflicher Predigtpossen B 20
Noch ein solcher B 20
Das Messer Petri K 20
„Herr Gott, wehre dich!" W 21
Der Stiel des Weihwedels F 21
Wurmhänslein B 21
Der Teufel mit den Fischen P 22
Das Sakrament in dreierlei Gestalt W 22
Der Pfarrherr zu Kolbingen P* 23
Der Erbschleicher K 24
Fünf Worte W 25
Der Haß zwischen Mönchen und Pfaffen P 27
Der Mönch allen voran P 27
Der prangende Bischof P 28

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Seite

Das Begräbnis der unschuldigen Kinder W 28
Die Gesundung der Tochter H 29
Die Erleichterung nach der Beichte P 30
Wer möchte das nicht? A 30
Das Spittel der Edelfrauen P 31

Von ehrsamen Hausfrauen und gemeinen Metzen

Die kluge Jungfrau P 32
Die Kissenwäscherin Mo 32
„Der Korb ist gemacht!" Mo 33
Weibliche Schwachheit S 34
Ein Wink B 35
Freund und Feind B 36
Ein seltsamer Trost F 36
Grauschimmel und Rotfuchs F 37
Die trauernde Witwe K 39
Der hölzerne Johannes K 39
Die Erinnerung an die erste Ehe Li 41

Von Friede und Einigkeit in der Ehe

Der Herr im Hause K 42
Ein andres K 42
Der stärkere Segen K 43
Die Frau des Rebmanns Mo 44
Liebe und Leid W 48
Die Strafe durch die Bibel Me 49
Das Kopfweh der Frau W 50
Das Weib und die Schalmei B 53
Das Abscheiden der Frau Me 53

Von Knechten und Mägden

Durst und Faulheit Mo 54
Der schläfrige Knecht B 54
Treuschileberle W 55
Die Stimme der Hunde T 56
Der Habicht F 56
Die geschwinde Pfaffenmagd F 57
Die Köchin im Unschlitt Mo 59
Die Magd im Walde Mo 59

Von Fluchen und Schwören, Geloben und Verheißen

Die erlaubte Pestilenz W 61
Der fluchende Fuhrmann Mo 62
Die Segensflüche P 63
Ein hitziger Vogler B 64

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Seite

Das Opfer P. 64
Am Scheidewege Mo 65
Der Knecht des Edelmanns W. 65
Das vermachte Haus Lu 66

Von Herren und Junkern und prangendem Stolz

Das Privileg des Adels P* 68
Der entartete Adel B 69
Wett Li 69
Auch ein Junker F 70
Der karge Ritter P* 71
Auch ein Geschenk T 72
Der Bürgermeister in der Zeche 72
Der Bürgermeister im Bad K 73
Der Bürgermeister auf dem Markt K 74
Der ungeziemende Brei B 75
Der Herr Zunftmeister K 75
Ein großer Herr Li 76
Des Dorfschultheißen Frau K 77

Von Falschheit und Betrügnis

Der Wettlauf mit St. Gertrud A 79
Dreierlei Weisheit um einen Pfennig Mo 79
Der halbe Bart W 81
Schelmentauschen W 82
Noch ein Roßhandel W 84
Der Bauer mit dem ausgerenktem Maul W 87
Die redenden Hühner Me 88
Der Jude und der Opfermann Lu 89

Von den Bauern

Die Rosenkränze P 92
Die bösen Nachbarn W 92
Das Gebet des Bauern W 93
Der Bauer mußte ziehen F 94
Erni und Uli F 96
Der ungelegene Tod F 96
Der Krieg um den Palmesel Li 98
Die Krammetsvögel W 99
Der studierte Bauernsohn Mo 100
Der Lässer W 101
Im Westerwald K 101

Von Landsknechten, Reitern und fahrendem Volk

Ein unmöglicher Tausch Lu 103
Armut verdauen W 103

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Seite

Die unangenehme Wahrheit P 104
Weit genug gerückt P* 105
Von einem Ohr zum andern P* 106
Der Landsknecht und der angebliche Teufel W . . . 107
Die Landsknechte und der wirkliche Teufel Mo . . . 109
Der Hund im Bett W 110
Die Teilung F 111
Die Lehre des Reichen W 112
Der entlaufene Kittel S 114
Der Ort des Herzens K 116
Ein ehrliches Anerbieten W 118
Naßkittels Galgenfahrt Lu 119
Das schädliche Mehl P 120
Er ist auch dabei! B 121

Von Fatzleuten und Speivögeln

Die Fußwaschung P 122
Die Nürnberger und der Bischof von Bamberg A . . 122
Die Geschwister W 123
Der Pfiff zur Lüge W 124
Der Teufel am Sterbebette S 125
Der Branntwein des Stadtvogts W 126
Ballspieler und Roßtäuscher P 127
Das Bett auf dem Tische P 128
Der Eidotter B 128
„Herr Gott, behüt uns!“ W 131

Von Handwerk und anderer Hantierung

Studentenweisheit Lu 132
Ein Gleichnis von den Müllern B 132
Der fromme Müller K 133
Der Müller und der Bäcker B 133
Die lustigen Schneider Mo 134
Der Tanz mit der Geiß K 134
Die verhaftete Geiß Lu 135
Der Schuster im Ei Mo 136
Der Schwager des Wirts S 136
Die Antwort des Goldwäschers A 137
Der Fischer Schwören W 138

Von seltsamen Händeln in deutschen Landen

Die Bayern in Niederdeutschland K 140
Der Bayer und das Ei K 142
Bayerisch lernen B 143
Die Linsen K 143
Die Historie von den neun Schwaben K 144

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Seite

Der Kuckuckshelfer B 146
Die Krankheit des Wolfs F 146
Die letzen Pelze Mo 148
Schweizerische Eide B 149
Die Eselfresser K 149
Der Habakuk von Borsum K 151
Der Wende und sein Sohn K 153
Wie das Volk, so der Priester B 154

Erlogene Historien

Der Vogler B 155
Der Lügenschmied von Cannstadt K 155
Von demselbigen K 155
Von demselbigen K 156
Wieder von demselbigen K 156
Der Ritt in der Donau F 156
Der halbe Gaul F 158
Die Wunder im Ungarlande S 160

Von allerlei Materie

Das ungleiche Paar T 164
Der weggetäuschte Hunger Mo 164
Der junge Kegler W 164
Das Ehrengeleite F 165
Des Abece des Sigristen F 166
„Scher sacht!" Me 167
Das menschenfresserische Kalb B 167
Der Traum vom Kalbe B 168
Nach der Schrift F 169
Noch eine Glaubensdisputation F 170
Dar Floh auf dem Teller Mo 171
Der Gegendienst K 171
Des Schneiders Sohn K 171
Der Gelehrte und die Laien K 173
Der grüne Vorhang S 173
Der Kalfakter zu Wien S 175
Warum die Hunde einander an den Hintern schmecken Mo 178
Der faule Knecht und die wackere Magd S 179

Die in diesem Werke enthaltenen Abbildungen sind nach den Holzschnitten alter Schwankbücher angefertigt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Deutsche Schwänke

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Von Gotteswort, Wallfahrt und Pönitenz.

Die Ablaßbriefe.

Zwei Bürger einer Stadt gingen einmal gen Rom, um Ablaßbriefe zu bekommen. Der eine war reich und hatte viel Geld und mochte seine Briefe wohl lösen, daß er an dem letzten absolviert sein sollte von Strafe und Schuld; der arme Mann beichtete schlechtlich zu Rom, und zogen miteinander nach Hause. Auf dem Wege glorierte der Reiche von seiner Gewalt und seinen Briefen, und es war ein großes Ding.

Es fügte sich nach etlichen Jahren, daß der arme Mann starb und der reiche auch, und sie kamen beide in die Hölle. Der arme Mann sprach zu dem reichen: „Wie, bist du auch hier? Wo sind deine Briefe, von denen du glorierteſt? Haben sie dir nicht geholfen?" Der Reiche sprach: „Lose, guter Gesell, wie es mir gegangen ist. Da ich sterben sollte, ist ein ungelehrter Teufel gekommen und hat mich und die Briefe hinweggeführt, und konnte die Briefe nicht lesen, und sind mir die Briefe verbrannt; also bin ich auch hier."

Die Wallfahrt zu St. Veit.

Es ist männiglich wohl bewußt, daß am Kochersberg, nicht weit von Straßburg gelegen, gar viel guter, frommer, einfältiger Bauersleut wohnen. Deren einer kam in eine sehr große Krankheit, die ihn lange Zeit hart und übel schwächte. In solchen Nöten fiel ihm ein, wenn er eine Wallfahrt zu St. Veiten, so daselbst am Gebirge gelegen, verhieße mit einem silbern Opfer, so möchte Hoffnung sein, daß seine Sache sollte besser werden. Also gelobte und versprach er die Fahrt, und sobald er von seiner Krankheit aufkäme, wollte er sie verrichten.

Als er dann in kurzer Zeit wieder gesund geworden, ist ihm das Gelübde, so er getan, Tag und Nacht vor

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Augen gewesen und im Sinn gelegen. Und als er sich nun vorsetzte, die Fahrt und das Opfer zu leisten, hatte ihn die Arbeit zuhauf überfallen; kaum hatte er seine Äcker gesät, so mußte er in den Reben zu werken anfangen, und es war der Arbeit so viel, daß sich der gute Mann kaum die Zeit nahm, zu essen und zu trinken. Zuletzt kam ihm zu Sinn, er wollte, damit er nicht St. Veiten mit seinem langen Verziehen unwillig machte, einen guten, frommen Mann dingen, der die Fahrt an seiner Statt ausrichten sollte. Er fand auch einen nach seinem Gefallen; den fertigte er ab mit Opfergeld, Wachs und einem guten, feisten Hahn, und das alles befahl er ihm St. Veiten zu bringen.

Der gute Gesell machte sich auf die Fahrt und ging in großer Andacht dem Gebirge zu. Wem er begegnete, den fragte er, wie er auf dem nächsten Wege zu St. Veiten komme, und er ward von jedermann treulich gewiesen. Nun liegt ein großes Kloster unten am Berge, dort sollte er vorüber. Das Kloster nennt man Zu Allenheiligen, und drinnen wohnen etliche Mönche. Er wurde zu St. Veiten den Berg hinauf gewiesen, zog daher mit großer Mühe und Beschwernis hinauf. Endlich dachte er bei sich selber: „Ich bin wahrlich nicht gescheit, daß ich mit solcher großer Mühe den hohen Berg hinaufsteige. Sagt man doch, das Kloster heiße Zu Allenheiligen; da muß doch St. Veit gewißlich bei ihnen sein, und ich würde ihn jetzt gar nicht daheim finden."

Mit diesen Gedanken wendete er sich um, lief den Berg wieder hinab, als hätte man ihn gejagt, kam also an die Klosterpforte und läutete an der Glocke gar ernstlich. Der Pförtner kam eilends gelaufen, schloß die Pforte auf und fragte den guten Gesellen, was sein Begehren und Geschäft seien. „Mein Lieber," sagte der Waller, „sind da drinnen alle Heiligen?" Der Pförtner sagte eilends Ja; denn er hatte den feisten Hahn bei ihm ersehn und meinte, er wolle ihn allen Heiligen als Opfer bringen. „Lieber Pförtner," sagte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Waller, „geh hinein zu allen Heiligen und heiße St. Veiten zu mir herauskommen; denn ich habe Geld und diesen Hahn, so ihm gehören.“ „Lieber, guter Gesell,“ sagte der Pförtner, „willst du zu St. Veiten, da mußt du dich noch mehr den Berg hinauf strecken; denn hie innen findest du ihn nicht.“ „Wie wäre das möglich?“ sagte der Waller; „sollten alle Heiligen drinnen beieinander sein und eben St. Veiten ausgesondert haben? Wie wäre das möglich?“ Der Pförtner meinte, der Waller treibe sein Speiwerk, und sagte erzürnt: „Du hörst wohl, was ich sage. St. Veit hat in unserm Kloster nichts zu tun; wir haben alle Heiligen zu Patronen.“ Darauf fragte der Waller: „So behalte du dir deine allen Heiligen, und ich will St. Veiten behalten.“ Damit zog er wieder seine Straße heimwärts.

Als er nun zu seinen Bauern kam, empfing ihn der freundlich und fragte ihn, ob er die Fahrt ausgerichtet habe. Der Waller sagte Ja. „Wo hast du dann den gemalten Brief zum Wahrzeichen?“ Der Waller besann sich nicht lange und sagte: „Ich kam auf den Berg in St. Veiten Kirche; da war St. Veit nicht daheim, sondern war unten im Kloster bei allen Heiligen. Also ging ich hinab ins Kloster und hieß mir St. Veiten herauskommen; also richtete ich meine Sache aus und gab ihm das Opfer. Das nahm er; den Hahn aber hat er mir gegeben und geschenkt, läßt dir dabei viel Gutes sagen. Brief aber hatte er keinen, so er mir hätte geben können; denn sie waren alle oben auf dem Berge.“ Also glaubte ihm der gute einfältige Bauer, gab ihm seinen Lohn und ließ ihn laufen.

Der gute Waller war wohl zufrieden; denn er hatte drei Schanzen mit einer Karte gewonnen.

Schnelle Wirkung.

Als das Evangelium durch Doktor Luther seligen wiederum rein und lauter erklärt zu werden anfing, be-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gibt es sich, daß einem Weib im Hessenland eine Kuh krank wird. Deswegen fertigt sie ihre Tochter mit zwei jungen Hähnen auf den Hülffenberg, und die sollte sie den Jungfrauen im Kloster verehren; denn sie hatte ihre gewisse Hoffnung, sie wollte durch dieses Mittel zuwege bringen, daß die Kuh wieder gesund werden sollte. Da nun das Mägdlein zu dem Kloster kommt, trifft sie einen ihrer Nachbarn an; der fragt sie, was sie da zu schaffen habe, und das Mägdlein erzählt es ihm. Der Nachbar rät dem Mägdlein, die jungen Hähne nicht zu geben, sondern vielmehr zu verkaufen, eimbeckisch Bier zu kaufen und mitzunehmen. Das Mägdlein, das schon etlichermaßen in der reinen Lehre eingeführt worden war, läßt sich leichtlich dazu bereden, verkauft die jungen Hähne, kauft für das gelöste Geld eimbeckisch Bier und vertrinkt das mit ihrem Nachbar.

Als sie sich des Abends heimbegeben, fragt die Mutter, wann sie die Hähne den Jungfrauen im Kloster verehrt habe; sie spricht: „Zu Mittag um elf Uhr." Darauf sagt die Mutter: „Siehe, wahrlich eben um diese Zeit war es besser mit unserer Kuh. Deswegen laß dich nimmermehr bereden, daß du den alten Glauben fahren lassest und lutherisch werdest; also habe ichs nun dem Opfer, das ich den heiligen Jungfrauen geschickt, allein zu danken, daß meine Kuh gesund worden ist. Soll mich auch nunmehr nichts von dem alten Glauben bringen, solange ich das Leben habe."

Keine Wirkung.

Bei Gernrode im Hessenland hat eine Kapelle gelegen, Zu St. Lukas genannt. Dorthin zog ein Bauer, der ein krankes Schwein hatte, verehrte dem Heiligen einen halben Metzen Weizen, daß er sein Schwein wiederum wolle lassen gesund werden und bei Leben erhalten. Da er heimkommt, ist das Schwein gestorben; da wird er unwillig über St. Lukas und schilt ihn also: Lötzge, Lötzge, du darfst mir wul ein Gesellchen sein; du nimmst

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Scheffel Weiz von mir und läßt mir naut de wingen*) mein Sau sterben."

Das Fastengebot.

Es ist an vielen Enden noch der Brauch, daß man in den Fasten das gemeine Volk zu der Beichte vermahnt; so ist man dann ein wenig geistlich. Wann nun die Ostern hinweg sind, so ist auch der Geist hinweg, und wir jagen den Judas über den Zaun und gehn alle Kirchweihen an: Zachäus muß dann leiden gleich wie Judas, mit dem und über den man in der finstern Mette schreit, singt und poltert, ohne doch auch das Leiden Christi zu bedenken; also predigt man von Zachäo auf allen Kirchweihen, niemand aber folgt ihm in den Werken nach. Zachäus stieg auf einen Baum, um den Herrn zu sehn, und als er von ihm herabgefordert ward, verließ er alle Wollust dieser Welt und folgte dem Herrn nach: wir aber sind jetzund anders gesinnt; denn sobald ich und andere mehr das Evangelium von Zachäo haben verkünden hören, verlassen wir den Herrn und sein Wort, laufen alsbald aus der Kirche dem Schlemmen zu. Also geht es auch mit der Beicht; ein jeder meint, wenn er nur den Leuten die Augen erfüllen mag, so habe er schon genug getan.

Also ging es auch mit einer guten Frau, die vor den Beichtvater kam und ihre Sünden ganz einfältiglich erzählte. Als sie zuletzt nicht mehr wußte, fing er sie zu fragen an, aber ganz unnotwendige Sachen. Unter andern Fragen war dies die eine: ob sie auch in den Fasten Eier und Fleisch gegessen habe. Sie sagt: „Ja, Herr, aber nicht die ganzen Fasten." Der Beichtiger sagt: „Liebe Frau, Ihr habt eine große und schwere Sünde begangen, es wäre denn, Ihr hättet das von unserm heiligem Vater, dem Papst erkauft." „Ach, lieber Herr," sagt sie, „ich habe nie gewußt, daß der heilige Vater auch

*) nichtsdestoweniger.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Eier und Fleisch feil hat, sonst wollte ich ihm mein Geld eher und lieber gegönnt haben denn unsern Metzgern; sie lassen mich allemal so lang an der Metzig stehn, es sollte eins das Fleisch nicht geschenkt nehmen."

Die Antwort war gleich wie die Frage; wozu aber solches Beichten dient, laß ich einen andern ergründen, der die Sache besser versteht denn ich.

Die Zweifaltigkeit.

Bei Saarburg im Westrich liegt ein Dorf, heißt Stensel; da wohnte ein Bauer, einfältig und fromm. Der ging auf den Osterabend gen Saarburg zu beichten, wollte auf den Ostertag zum Sakrament gehn. Der Pfarrherr fragte ihn, was er von der Dreifaltigkeit halte. Der gute Mann wußte nichts davon, hatte auch nie davon gehört. Der Pfarrherr unterwies ihn darin fleißig und erzählte ihm die Herrlichkeiten der heiligen Dreifaltigkeit nacheinander. Zuletzt gab er ihm ein Exempel und sagte: „Lieber Freund, ich will dir ein Gleichnis anzeigen. Laß dir sein, du seiest Gott der Vater, und deinen Sohn achte, als ob er sei Gottes Sohn, und halte deine Frau für den heiligen Geist! Nun merke: ihr alle drei seid eins, ihr habt ein Wesen, einen Haushalt und wohnet beieiander; das gibt eine Dreiheit." Mit dem Verstand zog der gute fromme Mann wieder heim.

Übers Jahr kam er wieder beichten. Der Pfarrherr fragte ihn gleich von Stund an, ob er jetztunder an die Dreifaltigkeit glaube. „Nein," sprach der Bauer, „ich glaube allein an die zwei ersten, das ist, an den Vater und den Sohn; die zwei glaube ich festiglich. An den heiligen Geist aber glaube ich gar nicht; denn alles, was der Vater und der Sohn mit großer, harter und sauerer Arbeit gewinnen, das verschleckt, verfrißt und vertut der heilige Geist in Grund und Boden." Der gute Mann hatte auch ein solches Weib: alles, was sie in die Hände bekam, das war verschleckt und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

versoffen; darum wollte er keinen Glauben an sie haben.

Der Pfarrherr mußte den guten frommen Mann in seiner Einfalt bleiben lassen, absolvierte ihn und ließ ihn ziehen. Und der Bauer glaubte nicht mehr denn eine Zweifaltigkeit; denn der heilige Geist war ihm zu viel widerwärtig.

Nicht zu viel Gottvertrauen!

Zu Zwickau im Land zu Meißen war einmal ein Pfarrherr, ein gar geiziger, reicher Mann. Zu dem kam ein Magister von Leipzig, lag bei ihm über Nacht. Der Pfarrherr lud Gäste dem Magister zugefallen. Also über dem Nachtimbiß disputierten die zwei miteinander, und war das die Disputation, daß Geizigkeit und Reichtum ein großes Hindernis des ewigen Lebens sei, wie denn Christus allwege die Reichtümer der Welt verachtet und verschmäht habe und sie ihm alle Zeit hoch zuwider gewesen seien; denn er habe gesagt, welcher wolle sein Diener sein, der solle alle Dinge verlassen und ihm nachfolgen usw. Dieweil aber viel der Gäste dem Magister zustimmten, so ward der Pfarrherr bewogen, sprechend: „Ja, lieber Herr, Ihr sagt recht davon. Christus hat die Reichtümer gut zu verschmähen und zu verachten gehabt: er hat ihrer nicht bedurft; hätte er aber auch alle Dinge dermaßen kaufen müssen, als ich alle Tage tun muß, er hätte die Worte gewißlich nicht geredet.“ Der Magister antwortete und sagte, man solle Gott wohl vertrauen und alle steife Hoffnung auf ihn haben, wie die heiligen Apostel und Märtyrer getan, so würde er niemand verlassen, wie er auch allen Menschen tue, so ihn anrufen und Vertrauen in ihn setzen.

„Ja freilich,“ sagte der Pfarrherr, „ich bin mit solchem Wohlvertrauen oft und dick betrogen worden, also daß ich mich vielmals des bittern Hungers nicht habe zu erwehren gewußt, bis ich mich dahin geschickt

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

habe, daß ich für mich selbst Zins, Gülten, Acker, Matten, Haus, Hof und eine ziemliche Nahrung von barem Geld gemacht und zuwegen gebracht habe. Des guten Vertrauens halber, davon Ihr, Herr Magister, redet, wäre ich wohl zehnmal Hungers gestorben. Darum so soll mit meinem Rat gar niemand Gott zu viel vertrauen, ich will es auch selbst nicht tun; denn er hat deshalben manchen betrogen. Ob er schon gleich zu Zeiten einem, der ihm so wohl vertraut, aus Nöten hilft, so kommt er doch also spät damit, daß einem Zeit und Weile zu lang wird, bringts einem eben zuliebe, es schlüg es einer sanfter aus einem harten Kieselstein. Derhalben vertraue ihm, wer da wolle; ich bin gewitzigt worden und vertraue ihm so viel, als ich mag."

Damit hatte die Disputation ein Ende genommen, und wollte der Pfarrherr Gott nicht zu viel vertrauen, warnte auch andere Leute davor.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Von Einfalt und Frömmigkeit.

Die himmlische Pfeife.

Zu Straßburg kam einmal eine Frau am Pfingstmontag unter der Messe in das Münster. Und wie man so herrlich orgelt, kniet sie vor der Orgel nieder, legt ihre Hände zusammen und spricht: „O du süße, wohllautende und himmlische Pfeife, sei gnädig mir armen Dirne und komm auch zu mir in mein Haus! Ich bin von Ingenheim; und auf daß du, wenn du in das Dorf kommst, nicht irr werdest, so sitze ich bei der Linde auf der rechten Seite neben dem Schultheiß."

Und als sie das der Orgel angezeigt, ging sie wieder heim und vermeinte, die himmlische Pfeife werde gleich bald hernach zu ihr gen Ingenheim kommen.

Christus und die Juden.

Ein einfältiger Bauer kam in eine Kirche. Und als da er einen geschnitzten Christus fand, der mit viel Blutstropfen bemalt war, als ob er gegeißelt wäre, hatte er ein großes Mitleid mit unserm Herrgott. Er betete ein Vaterunser und sprach zuletzt: „Ach, lieber Herrgott, laß dirs eine Witzigung sein und komm nicht mehr unter die schnöden, bösen Juden."

Die Nottaufe und das Kalb.

Einmal war einem Bauer ein Kind geworden, das mußte man nottaufen, und er taufte es selber. Wenn ein Mann da ist, so soll es keine Frau taufen; wenn ein Geweihter da ist oder ein Priester, so soll es dieser taufen. Doch so soll einer nicht sein eigen Kind taufen. Da es nun getauft war, da starb es. Der Bauer tat es in eine Schindellade und brachte es dem Priester und sprach zu seinem Sohn: „Nimm das Kalb in dem Stall an ein Seil und bringe es nach."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Da der Bauer mit dem Kind zu dem Priester kam, da bat er ihn, er solle das Kind in dem Geweihten begraben, er habe es getauft. Der Priester sprach: „Wie sprachst du, da du es taufteſt? ich will es wissen." Der Bauer sprach: „Also sprach ich: Ich taufe dich in dem Namen des Vaters und des heiligen Geistes, Amen." Der Priester sprach: „Wo bleibt der Sohn?" Der Bauer sprach: „Der Sohn kommt nach und bringt ein Kalb, das will ich Euch schenken, damit Ihr mir das Kind in dem Kirchhof begrabet."

Der Priester nahm das Kalb; das Kind war ihm wohlgetauft, und er ließ es begraben.

Das Liebste nimmt der Teufel!

Unten am Pilatusberg bei Luzern im Schweizerland, hie jenseits des Luzerner Sees, da liegt ein Dorf, das heißt Horw. Da saß ein Bauer drin, der die Leute über den See gen Unterwalden zur alten Stadt führte, sich auch damit ernährte.

Einmal kam ein schweres Sterben in das Land. Der Bauer hatte fünf Kinder und eine schöne Hausfrau, die ihm sehr lieb war; sie lebten auch freundlich, friedlich und wohl miteinander. Die Kinder wurden ihm krank, starben alle. Die Frau bekümmerte sich so sehr um die Kinder, daß sie auch krank ward; über drei Tage war sie auch tot.

Der gute fromme Mann war gar leidig, ließ sie begraben, ging gen Luzern, Wachs zu kaufen, dem Weib und den Kindern ihr Gottsrecht zu tun. Zu Luzern begegenete ihm einer seiner besondern guten Freunde auf der Reußbrücke; der beklagte, ermahnte und tröstete ihn, daß er sein Herz zur Ruhe setzen solle; dieweil es denn Gott der Allmächtige also geschickt habe, so könnte er es doch nicht anders machen. Der gute betrübte Mann bedachte sich eine Weile, sagte danach mit betrübtem Herzen: „Ich muß die Sache wohl gut sein lassen; denn ich weiß oder kann es nicht anders machen. Aber ich

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

habe alle meine Tage gehört: alles das, so einem insonderheit lieb ist, das führt einem der Teufel zu allererst hinweg." Und ging damit seine Straße also leidig.

Osterspiele.

Ein Bauer, der in einem Spiel den Gekreuzigten darstellen sollte, ward von den Juden übel geschlagen. Da warf er das Kreuz von sich und sagte: „Der Teufel soll da der Herrgott sein; ich wills nimmer sein!"

Einmal ward ein Bäcker Christus, und wie ihn die Juden schalten mit schmählichen Worten, litt ers geduldig; da sagte einer zu ihm: „Mehldieb." Antwortete der Bäcker: „Schweig, oder ich schlag dich mit dem Kreuz zur Erden!" Denn die Wahrheit leidet keinen Scherz, und wer sich der Wahrheit bewußt ist, läßt nicht gern mit sich scherzen.

Das Glück im Pferd.

Es war einmal ein Bauer mit einem Karren in das Holz gefahren, und der Knecht saß auf dem Pferd und der Meister hinter dem Pferd auf dem Achsstock. Der Knecht sprach: „Meister, sehet, da läuft uns ein Has über den Weg." Der Meister sah ihn auch und sprach: „Kehre wieder um, es ist gar unglücklich, wenn einem ein Has über den Weg läuft; wir wollen heute etwas andres tun."

Der Knecht fuhr wiederum heim, und am andern Tage fuhren sie des Morgens wiederum hinaus, und da sie schier zu dem Walde kamen, da sprach der Knecht: „Meister, es ist ein Wolf vor uns gelaufen." Der Meister sprach, er habe ihn wohl gesehn, das sei eitel Glück; und sie fuhren in den Wald und spannten das Pferd auf die Weide, und sie gingen in den Wald und machten Holz. Und da sie das Holz gemacht hatten, da ging der Knecht und wollte das Pferd und den Karren

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

holen, auf daß sie lüden und heimführen. Da sah der Knecht, wie der Wolf das Pferd geholt hatte und es fraß. Der Knecht rief dem Meister und sprach: „Meister, das Glück steckt in dem Pferd."

Der Meister sprach zu dem Knecht: „Was sagst du?" Der Knecht sprach aber zu dem Meister: „Das Glück steckt in dem Pferd." Der Meister verstand es nicht, und da er dazu kam, da sah er, daß der Wolf in dem Pferde stak und es fraß.

Dem geschah auch nach seinem bösen Glauben; der Has hätte ihm das Pferd nicht gefressen.

Der heilsame Kalender.

Ein einfältiger Bauer, der einen kranken Sohn hatte, kam zu einem Doktor und bat ihn um Rat. Der Doktor wollte den Bauer nicht mit der Apotheke beschweren, verordnete ihm derhalben etliche geringkäufige Spezies, unter andern auch Koriander. Der Bauer vergaß das Wörtlein Koriander, behielt dafür Kalender im Sinn; ging hin und wider, fragte, wo man Kalender feil habe. Da er dann in einen Buchladen gewiesen ward, forschte er dort nach Kalendern. Der Buchdrucker brachte ihm allerlei Kalender hervor; es gefiel ihm aber keiner, bis er ihm zuletzt die kleinen Schreibkalender hervorbrachte, deren kaufte er einen, trug ihn nach Hause, hackte ihn klein und gab ihn dem Sohn mit den andern Spezies ein.

In Summa, der Sohn ward in kurzer Zeit seiner Krankheit entledigt, und dann brachte er dem Doktor etliche junge Vögel zu einer Verehrung. Der Doktor fragte ihn, wie ihm die Arznei bekommen sei. Des Bauern Sohn sagte: „Wohl; nur sind mir die Stücke von dem Kalender im Halse stecken geblieben." Daraus vermochte der Doktor wohl abzunehmen, daß der Bauer geirrt hatte, mußte dazu lachen.

Also wird manchem Leim für Ingwer eingegeben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aderlaß und Nardenwasser.

Ein Dorfpriester ward in eine Stadt als Diakonus eingesetzt. Da er sich nun vorher gegen seine Nachbarn freundlich und nachbarlich verhalten hatte, so pflegten die Bauern, wann sie in die Stadt kamen, ob sie kauften oder verkauften oder taten, was sie wollten, bei ihm vorzusprechen. So kommt auch ein Bauer zu ihm, als er sich eben eine Ader schlagen läßt. Da der Bauer sieht, daß das Blut so streng springt, spricht er: „Potz Velten, Herr Niklas, warum laßt Ihr Euch den Leib so gar zerreißen?" Der Kaplan sagt, das sei dem Menschen sehr gesund und tue einem gar nicht weh, und beredet ihn, daß er sich auch eine schlagen läßt. Als ihm nun der Balbierer den Arm mit der Hand strich, die Ader zu beiden Seiten band, daß sie desto besser zu sehn war, sie mit der Fliete öffnete und der Bauer sein eigenes Blut sah, fiel er in Ohnmacht. Der Kaplan nahm Nardenwasser, strich es ihm unter das Gesicht und brachte ihn wieder zurecht.

Da er nun wieder zu sich gekommen war, sah er das Nardenwasser an und sprach: „Ei, Herr Niklas, das muß gar ein guter Saft sein; wenn ich den nicht gekriegt hätte, wäre ich in meinen Kopf gestorben." Der Kaplan heißt den Bauern beim Morgenessen bleiben, er tuts; desgleichen, da er ihn heißt über Nacht bei ihm bleiben, tut ers auch. Also legt ihn der Kaplan des Nachts auf das Sitzbett in der Stube.

Der Kaplan ist kaum aus der Stube und tut das Licht aus, so macht sich der Bauer wieder über das Nardenwasser und will sich wohl damit salben. Nachdem aber dabei auch ein Tintenglas stand, bekommt der Bauer die Tinte in die Hand und salbt damit sich, das Bettkissen und dergleichen. Da der Kaplan des Morgens aufsteht und die Stube auftut, meint er, der Teufel liege auf dem Bett, und schlägt die Tür wieder zu. Der Bauer ruft ihm und spricht: „Herr Niklas, Ihr waret gestern kaum draußen, ich ward wieder sehr krank, wäre auch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ohnmächtig geworden, wo ich mich nicht durch das Nardenwasser wieder erquickt hätte."

Der Kaplan hielt ihm den Spiegel dar und ließ ihn sehn, was für Nardenwasser er gehabt hatte, und zeigte ihm das Bett, wie übel er es durch die Tinte zugerichtet hatte. Er erkennt seinen Irrtum, bittet um Verzeihung, bezahlt etliche Maß Weins und wäscht sich mit warmem Wasser und Lauge so lang, bis die Farbe abgeht.

Wie man dem Rosse eine Schalkheit tut.

Es war ein guter, alter, frommer Doktor der Arznei, den berief einer vom Adel, welcher heftig krank lag, schickte ihm auch einen Knecht mit zwei Pferden, auf daß er zu ihm reite. Als der gute alte Herr, der zuvor nicht viel geritten, auf das Roß kam und der Heftzügel also herunterhing, war er nicht unbehend, zog ein Messer, schnitt ihn ab und sagte: „Ich sehe nicht, wozu er dienlich ist; etwa möchte das Roß darüber fallen."

Es ritt ihm der reisige Knecht vor, und als sie auf das ebene Feld kamen, hub das Pferd an zu traben. Der gute Herr schrie dem Knecht zu: „O lieber Freund, hebe mich ein wenig, ich reite mich sonst zu Tode." Des Edelmanns Knecht sagte: „Lieber Herr, lasset es gemächlich gehn, bis Ihr es ein wenig gewohnt seid." Nach einer kleinen Weile begann das Roß wieder zu traben, und der Herr rief dem Knecht: „Mein lieber Kunz, wenn ich nur ein paar Tage um dich wäre, du würdest mich wohl zu einem guten Reiter machen; siehe doch, wie ich allbereits reiten kann."

Der Knecht zog immer fort, der Doktor hinten nach. Als sie aber zu einem kleinen Gräblein in einer Wiese kamen, darin Regenwasser stand, war ungefähr einen Schuh breit, ritt der Knecht hindurch, des Doktors Roß tat aber ein wenig in dem Wasser stehn. Der Knecht hatte des Herrn nicht acht, der gute Doktor stieg ab vom Roß, rupfte allenthalben Gras aus, warf es

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in die Pfütze, und ging er durch das Wasser, leitete den Gaul am Zügel über das ausgerupfte Gras und setzte sich wieder auf.

Als er wieder zu dem Knechte kam, sagte er: „Lieber Kunz, ich habe schon gesehn, was hinter dem Roß ist; man muß ihm heimlich eine Schalkheit tun und ein Pößlein machen, so geht es gern über Wasser."

Der Stadtschreiber von Libuß.

Es ließ einmal ein Erzbischof von Mainz zu Libuß furieren, wo er denn sein Nachtlager haben wollte. Als das der Bürgermeister vernahm, tat er den ganzen Rat versammeln und hielt ihnen die Sachen vor, womit sie doch den Erzbischof verehren wollten. War aber keiner unter ihnen geschickt genug, daß er die Rede getan und ihm die Geschenke offeriert hätte, auch wollte sich keiner der Sache unterwinden; so ward die Sache dem Stadtschreiber als dem geschicktesten und erfahrensten auf den Hals gelegt. Es hatte aber der gute Herr Stadtschreiber nicht studiert, wie denn gewöhnlich an solchen Orten keine hocherfahrenen Leute zu Stadtschreibern aufgenommen werden.

Nach vielem Hinundhertrachten, wie er doch eine schöne Oration schmücken möchte, damit er Ehre einlegte, gedachte er an seinen Vetter, der war ein alter Pfaff in einem Dorf; verfügte sich zu diesem und erforschte ihn Rats, wie er sich halten solle. Der gute Herr sagte, es würde ihm nicht wohl anstehn, wenn er so einen hohen Kurfürsten und Prälaten auf Deutsch beschenken sollte. Nun konnte aber der Stadtschreiber kein Latein; so saßen sie beide zusammen, der gute Herr suchte sein ganzes Küchenlatein, sonderlich die alten Skribenten hervor, unter welchen der Vokabularius nicht der geringste war, brachte daraus mit großer Mühe eine Oration zusammen. Der Stadtschreiber war sehr froh und zog nach Hause.

Als aber der Bischof hinkam, verfügte sich der Stadt-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

schreiber mit den Verordneten des Rats zu des Bischofs Herberge. Die Stadtknechte stellten die Geschenke nieder, und der Stadtschreiber hob mit einer tiefen Verneigung zu reden an: „Scarleto gallicos Runcum primavit Senardriaco"; schwieg damit still. Der Erzbischof wußte nicht, was er damit vermeine, und fragte, was er begehre. Der Stadtschreiber sagte wiederum wie zuvor: „Scarleto gallicos Runcum primavit Senardriaco." Der Erzbischof antwortete: „Wahrlich, Herr Stadtschreiber, ich kann Euer Reden nicht verstehn; expliziert mirs."

Der Stadtschreiber hub an und sagte: „Senardriaco, der Stadtschreiber von Libuß, das bin ich, primavit, verehrt, Runcum, den Erzbischof von Mainz, das seid Ihr, Scarleto gallicos, mit diesen zwei weißen Körben voll Kapaunen."

Der Bischof begann zu lachen von einem solchen Schenken und viel mehr der stattlichen Rede; war wohl zufrieden.

Bäuerin und Bürgermeister.

In Straßburg ward, von etlichen Sachen wegen, eine alte, aber doch ganz alberne Bäuerin angeklagt. Als sie nun von dem Amtsmeister angeredet und der begangenen Tat halber zu Rede gestellt wurde, hat sie ihn mit folgenden Worten, um sich der Tat zu entledigen, angeredet: „Großer und starker — war etwas langer Statur — Herr Meister Johann, daß mich Clesen Heinz, der Schelm, bei Euch angegeben, hat er an mir nicht redlich gehandelt, da ich die Dinge stumpf hinwegleugne, habs auch niemals, dieweil ich auf Erden gegangen bin, in meinen Sinn genommen. Der Lecker hat Euch ins Maul hinein gelogen, daß ihn die Pestilenz, Gott behüte mich und Euch, erwürge. Und wenn Ihr es zufrieden, so will ich ihm daheim meinen Vetter Karben Nickel Jäckels Sohn, ist ein weidlicher Knecht, wenn Ihr auf dem Markt Käs oder Butter gekauft

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

habt, so habt Ihr ihn wohl gesehn, übern Hals schicken, der ihn deshalben wohl abwaschen soll. Ja wahrlich tut es nur, so sollt Ihr bei meiner Seel auf unsere Kirmeß zu uns kommen und Euerer Frau einen guten faulen wurmigen Kuhkäs mitnehmen."

Der gute Herr und Bürgermeister wankte vor Lachen, ließ sie von sich, gab ihr wegen ihrer albernen Einfalt in ihrem Rechtshandel gewonnen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Von Pfaffen und Nönnlein.

Ein schimpflicher Predigtpossen.

Einmal predigte ein Dorfpfaff bei einem groben Völklein von dem Einreiten Christi in Jerusalem; da sagte er, Christus sei, als er in diese Stadt eingeritten sei, auf einem schönen, hohen Gaul gesessen. Der Meßner ermahnte ihn, es sei nur ein Esel gewesen; da schrie der Pfaff mit lauter Stimme: „Leck den Esel im Ars! Ich möchte keine Mühe scheuen, wenn ich auch in andern Sachen meinen Heiland ehren könnte, dessen Ehre ich beschirmen will, solang ich Dominus Johannes heiße."

Noch ein solcher.

Ein anderer Priester hielt eine Predigt von der Geburt Christi; darin schalt er die Bauern, daß sie ihre Kinder so zärtlich und lind aufzögen, und sagte: „Ihr haltet euere Kinder gar zärtlich und mit linder Speise und wickelt sie in linnen Windeln; Joseph aber hat Christum, den Heiland, mit ungeschmacktem Haferbrei ernährt und in die Viehkrippe gelegt."

Das Messer Petri.

Ein wohlgelehrter Mann, da er predigte, wie Petrus im Garten Malcho das Ohr abgehauen, fragte, was er für ein Messer gehabt, und sagte: „Womit hieb er ihm das Ohr ab? War es ein Reiting?" Antwortete sich selber: „Nein, es war kein Reiting. War es dann ein Schwert? Nein, es war kein Schwert. War es dann ein Rapier? Nein es war kein Rapier. War es dann ein Degen? Nein, es war kein Degen. War es dann ein Dussak? Nein, es war kein Dussak. War es dann eine Fischerplaute? Ja, die war es; mit einer Fischerplaute hieb er dem Knecht das Ohr ab, denn St. Petrus war ein Fischer, drum trug er auch der vorgenannten Wehren keine, sondern eine Fischerplaute."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Herr Gott, wehre dich!

In der Mailänder Schlacht ist bei den Schweizern ein Pfaff gewesen mit Namen Jos Has; denn sie haben, so sie zu Feld ziehen, im Brauch, allzeit einen Pfaffen mitzunehmen. Der band sich, so man in die Schlacht gehn sollte, seinen ledernen Sack, darin er die Herrgott hatte, hinten auf den Rücken und sprach: „Herrgott, wehre du dich dahinten! Ich will mich tapfer davornen wehren." Kam also auch unversehrt aus der Schlacht.

Der Stiel des Weihwedels.

Dieser Pfaff las allzeit die Frühmesse gar geschwind; und in derselben Kirche war auch ein sehr andächtiges Pfäfflein, das mit seinem Herrgott gar eben umging und allzeit eine ganze Stunde Messe hielt, also daß die Leute gern hinter seiner Messe standen. Eines Morgens fingen nun die zwei Pfaffen miteinander an, die Frühmesse zu halten; hinter des kleinen Pfaffen Messe standen viele Leute, hinter Jos Hasens Messe gar wenige. Als nun Jos Has seine Messe geschwind heraus hat, gibt er den seinen das Weihwasser. So das die andern, die hinter des kleinen Pfaffen Messe stehn, ersehn, laufen sie herzu, wollen auch bei diesem das Weihwasser empfangen, hatten aber jenem geopfert, wären auch gern bald daheim gewesen. Welches Jos Has ersieht, stoßt den Stiel vom Weihwedel ins Weihwasser, sprechend: „Dem ihr geopfert habt, den heißt euch auch das Weihwasser geben!" Und gingen also verspottet hinweg.

Wurmhänslein.

In einem Dorf nicht weit von Stuttgart war die Pestilenz und ein großes Sterben. Zu einem Bauern, so auch davon ergriffen war und mit den heiligen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Sakramenten versehn werden sollte, ward der Pfaff des Dörfleins gerufen, daß er ihm beistehe nach seiner Pflicht. Der Pfaff war aber zu derselbigen Zeit also voll und trunken, daß er schier weder der Zunge, noch der Füße mächtig war; machte sich dennoch auf, den Bauern zu versehn, erwischte aber das Taufbüchlein. Stund zu dem Bette des Kranken, murmelte und brütelte eine Weile bei sich selber und kam endlich an das Ort, daß er sagte, und das mit lauter Stimme: „Nennet das Kind."

Der Bauer vermeinte, des Pfaffen Rede gehe ihn an, antwortete: „Lieber Herr, ich heiße Wurmhänslein."

Der Teufel mit den Fischen.

Es war ein Priester in einem Dorf, der hatte Gäste und hatte gar gute Fische gekauft; die gab er seinem Schüler, er solle sie ausnehmen und wohl und recht sieden, und er wollte eilends Messe lesen, eine Jägermesse, da die Gäste weg wollten und wollten vor Messe hören und dann zu Morgen essen. Da der gute Pfaff zum Altar kam, da lagen ihm die Fische stets in dem Sinn, fürchtete, der Knabe werde sie ihm versalzen, und kapitelte sich selber: „Ach, warum hast du sie nicht selber gesalzen! Sie sind doch nichts wert, wenn er sie versalzt", und liefen ihm die Fische in dem Kopfe um.

Da er nun zu dem Kanon kam, da kam der Teufel in Gestalt seines Kochs zum Altar und brachte ihm die Pfanne mit den Fischen zum Altar und sprach: „Pfaff, versuch die Fische, ob sie recht gesalzen sind."

Das Sakrament in dreierlei Gestalt.

Ein armer ungelehrter Pfaff stellte einer guten reichen Pfarre nach; denn er hörte, wie sie so viel Einkommen hatte, derhalben sie ihm so wohl gefiel: es war ihm nicht um das Schäfleinweiden zu tun,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sondern er erhoffte, darauf viel Geld zu bekommen. Und als er nun viel und oft darum gebeten und gelaufen hatte, ward er von den Bauern auf einen Sonntag beschieden, so wollten sie mit ihm handeln und ihn auf die Pfarre annehmen.

Da nun der Sonntag kam, erschien der Pfaff vor dem Schultheiß und dem ganzen Gericht in Beisein des Amtmanns. Und als nun alle Dinge bestellt waren, was er zu Lohn haben sollte, als Behausung, den kleinen Zehnten und etliche Viertel Früchte, als Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, Wein, und Geld, deß der Pfaff sehr wohl zufrieden war, abgeredet und beschlossen war, nahm ihn der Schultheiß beiseite und sagte ihm insgeheim: „Lieber Herr Pfarrer, nachdem Ihr Euch bisher im Papsttum gehalten habt, sollt Ihr wissen, daß es in diesem Dorf eine andere Gestalt hat; denn wir sind hier gut eigenwillisch: darum müßt Ihr uns das Sakrament in zweierlei Gestalt reichen, nämlich in Brot und in Wein." Der gute Pfarrer fürchtete, die Bauern würden ihm, wo er sich dessen weigerte, wieder Urlaub geben; derhalben war er gutwillig und sprach zu dem Schultheiß: „Das will ich gern tun. Damit ihr sehn sollt, daß ichs treulich und gut mit euch meine, so will ichs euch in dreierlei Gestalt geben, als nämlich in Brot und in Wein und in dem Käs dazu." Das gefiel dem Schultheiß gar wohl, und er sagte, er wollte es seinen Bauern hinterbringen, ob sie sich damit begnügen wollten.

Der Pfarrherr zu Kolbingen.

Der Pfarrherr zu Kolbingen hielt auf eine Zeit eine köstliche Predigt; darin schalt er die Bauern übel und sprach unter anderm: „Denket, ihr Bauern, seid fromm und haltet die zehn Gebote. Ich sehe es aber von keinem. Wie will ich doch mit euch bestehn, wann wir vor den Himmel kommen? Da wird St. Peter stehn und wird rufen: „Herr Pfarrherr von Laubingen!" Der wird antworten: „Assum, Herr, hie bin ich."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Wo sind Euere Schäflein?" „Hie bei mir," wird er sagen. „Ziehet herein, lieber Herr Pfarrherr," spricht dann St. Peter. „Herr Klaus von Ringelheim!" „Assum, lieber Herr," wird er sprechen. „Wo sind Euere Schäflein?" „Hie bei mir." So spricht St. Peter: „Ziehet einher, lieber Herr Klaus." Danach kommt er an mich: „Beneveneritis, Domine Johannes, Pfarrherr zu Kolbingen!" So sprich ich: „Gnad, Herr, Deo gratias." Wann er dann sagt: „Wo sind Euere Schäflein?" und ich dann hinter mich sehn soll, so hat euch der Teufel alle hinweg, steh da, als wär mir in die Händ geschissen, weiß nicht, was ich antworten soll. Darum will ichs euch vorher sagen."

Der Erbschleicher.

Ein andächtiger Bruder und Mönch, Bettlerordens, hatte einem sehr reichen Mann, der auf seinem Totenbette und in den letzten Zügen lag, Beicht gehört. Nach der Beichte aber führte er des Mannes einigen Sohn zu dem Vater — denn in der Beichte waren sie ganz allein gewesen — erzählte ihm in Gegenwart des Vaters mancherlei, so dieser verheißen habe, den Ordensbrüdern zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geben, auf daß sie für seine Seele bäten; und daß er es selber hören sollte, wollte er den Vater, auf daß es aufgezeichnet werden möchte, noch einmal darum fragen, wie er auch tat.

Der Kranke ward immerzu schwächer, und auch die Sprache hatte ihm nachgelassen; darum als ihn der Mönch fragte, ob er nicht soundso viel in sein Kloster für Begängnis, Seelenmessen, Jahrzeiten, Kelche, Meßgewänder und viel andres mehr zu geben verordnet habe, nickte er mit dem Haupte, Ja zu deuten. Der Sohn aber bemerkte nunmehr seines Vaters Unvernunft oder Verachtung der zeitlichen Güter, auch des Mönches geizige Betrüglichkeit, sprach ihn derhalben also an: „Vater, soll ich den Mönch die Stiege hinabwerfen?" Der gab darauf ein Zeichen mit dem Haupte, daß er es willig sei. Derhalben nahm der Sohn den Mönch beim Hals, warf ihn zur Tür hinaus, daß er über und über purzelte, und sagte: „Siehe, dies hast du weg, und es ist keine Not, daß du es solltest aufschreiben und notieren."

Fünf Worte.

In einem Dorf saß einmal ein toller, voller, verlotterter, verspielter, gottloser Pfaff, dem allezeit seine Sinne und Gedanken mehr ins Wirtshaus denn in die Kirche stunden, deren man aber jetzt zu unsern Zeiten nicht bald einen finden wird. Derselbige Pfaff versah und weidete seine Schafe gar fleißig, damit ihnen kein Unrat angesehn ward; denn er lag gewöhnlich zur Sommerszeit mit ihnen im Schatten im Wirtshaus, zur Winterszeit aber in der warmen Stube, damit sie ihm in der Kirche nicht erfrören.

Zu einer Zeit begab es sich, daß er von einem andern Dorfpfaffen auf die Kirchweih geladen ward; der war ein alter und wohlbetagter Mann. Er hatte auch noch andere ehrbare Gäste geladen, so ihm bekannt und verwandt waren, deren etliche kein großes Wohlgefallen an des Pfaffen tollen Schwänken hatten. Denn sobald er sich zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tische setzte, fing er seine faulen Possen zu treiben an mit Rülpsen, Schreien und Jauchzen, so daß niemand vor ihm zu Rede oder Worten kommen mochte. Sooft er ein Glas, Becher oder Kanne austrank, fing er mit lauter Stimme zu schreien an: „O lieber Wirt, schenk tapfer ein!" Warf damit das Geschirr in die Höhe und fing es wieder auf. Diese unflätige Weise trieb er so lang, bis es die andern Pfaffen zu verdrießen anfing. Und der ihn geladen hatte, hub an, den vollen Pfaffen mit Worten zu strafen, und sagte: „Ach mein lieber Herr, wo gedenket Ihr doch hin? Nun seid Ihr ein Pastor und Seelsorger über Euere Gemeinde; wie wollt Ihr die Sache gegen Gott verantworten? Dieweil Ihr ein so schandlich Leben führt, nehmen doch wahrhaftig Euere Untertanen ein bös Exempel und Vorbild von Euch. Man sagt gemeiniglich: Wie der Hirt, so die Schafe. Darum sollt Ihr Euch solcher lästerlicher Weise mäßigen; sonst werdet Ihr gewiß an Euerm letzten End in großen Gefahren stehn müssen."

„Haha!" sagte der Pfaff, „ich habe einen gnädigen lieben Herrn und Gott; wenn mir an meinem letzten End nur so viel Zeit werden mag, daß ich fünf Worte mit ihm rede, wird mir der Himmel offen stehn. Was wollte ich denn große Not haben? So will ich auch meiner Bauern keinen in den Himmel tragen; wollen sie nicht hinein, bleiben sie heraußen. Ich habe ihnen doch, als sie mich angenommen haben, den Himmel ebenso wenig zugesagt als Ihr Euern Bauern." Als sie nun lange Zeit miteinander zankten und der Pfaff alle Worte in einem Gespött verlachte, hat ihm der andere nicht mehr in seine Sachen reden wollen; der Pfaff ist aber ganz trunken geworden.

Und als der alte Pfaff, von dem er geladen war, eben aufhörte, hat er Urlaub von ihm genommen; damit ihm aber auf seiner Heimfahrt nichts begegne, hat ihm der alte seinen Sigristen*) mitgegeben. Nun ist unter-

*) Sakristan, Küster, Meßner.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wegs ein sehr tiefer Bach gewesen und ein gar schmaler Steg darüber gegangen, über den der Pfaff hat gehn müssen. Als er aber mitten auf den Steg gekommen ist, sind ihm seine beiden Füße entgangen, und ist er also ins Wasser geplumpst. Sobald er aber merkte, daß ihm niemand zu Hilfe hat kommen mögen — denn ihm ging das Wasser schon in das Maul — da hat er angefangen, jämmerlich zu schreien: „O lieber Wirt, schenk tapfer ein!" Denn ihm dies Wort zuvorderst im Maul lag, und konnte an seinem letzten End die fünf Worte nicht herausbringen. Also ersauft der volle Pfaff.

Darum es wahrlich nicht gut ist, solche üppige Worte zu gebrauchen; dazu sollen wir auch nimmer solche Spottreden und üppige Fabeln von Gott reden, als dieser Pfaff getan hat.

Der Haß zwischen Mönchen und Pfaffen.

Einmal fragte ein Ordensmann einen Laien, ob er wisse, woher der alte Haß zwischen den Mönchen und den Pfaffen komme; wenn die Laien die Pfaffen hassen, so hassen die Pfaffen die Mönche, und die Mönche hassen die Pfaffen wider, und die Pfaffen die Laien, und steht einer dem andern im Lichte und hindern einander an der ewigen Seligkeit. Der Laie sprach, er wisse nicht, woher es komme.

Der Mönch sprach: „Es ist um der Eier willen: wenn die Mönche so viel Eier essen, so essen die Pfaffen so viel Hühner; so machen die Pfaffen den Mönchen die Eier teuer und die Mönche den Pfaffen die Hühner.

Der Mönch allen voran.

Es war einmal ein Kardinal, der hatte zum Kaplan einen Ordensmann, der war ihm lieb. Einmal stand der Mönch vor dem Herrn, da sprach dieser also: „Quidquid agit mundus, monachus vult esse secundus", d. i.: Was man anfangt Leckerei oder Büberei, so will der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Mönch der ander daran sein. Der Mönch sprach: „Nein, würdiger Herr, nicht also: vult esse primus", d. i.: Er will der erste sein und nicht der ander.

Der Herr lachte und sprach: „Du hast es wohl verantwortet."

Der prangende Bischof.

Es ritt einmal ein Bischof über Feld wohl mit vierzig Pferden; den sah ein Bauer, der zu Acker ging, ließ den Pflug stehn und lehnte sich auf den Stecken und sah den Reitern zu. Der Bischof ritt auf ihn zu und sprach: „Lieber, sag mir die Wahrheit; was hast du gedacht, da du mich mit meinem Zug reiten sahst?" Der Bauer sprach: „Herr, ich habe gedacht, ob St. Kilian zu Würzburg auch also geritten sei mit vierzig Pferden." Der Bischof, der sprach: „Ich bin nicht allein ein Bischof, sondern auch ein weltlicher Fürst. Jetzt siehst du einen weltlichen Fürsten; willst du einen Bischof sehn, so komm an unser Frauen Tag gen Würzburg, so wirst du ihn sehn." Da fing der Bauer zu lachen an. Der Bischof sprach, was er lache. Der Bauer sprach: „Wenn der Fürst des Teufels wird, was tut dann der Bischof?"

Da ritt der Bischof von ihm und hatte genug.

Das Begräbnis der unschuldigen Kinder.

Im Thurgau hatte in einem Flecken nicht weit von Constanz ein Übeltäter einen in der Kirche erstochen und die Kirche und den Kirchhof entweiht, also daß man da weder Messe, noch Zeremonien mehr halten konnte, was denn den biedern Leuten allda eine große Beschwernis war. Werden zu Rat und schicken mit großen Kosten nach dem Weihbischhof; der kam und weihte die Kirche und den Kirchhof wieder.

Als nun alles versehn war, fällt einem alten Bauern ein, wo man die unschuldigen Kinder begraben solle, und bringt es bei dem Weihbischof an, wo man doch die un-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

schuldigen Kinder begraben solle, so der ganze Kirchhof geweiht sei. Spricht der Weihbischof: „Wo wollet ihrs haben?" Die Bauern führen ihn an einen Ort besonders und sprechen: „Gnädiger Herr, allhie wird es gut sein." Der Weihbischof spricht: „Sei du nicht geweiht!"

Und die Bauern mußten ihm das besonders bezahlen.

Die Gesundung der Tochter.

In einem Domstift in einer Stadt am Rhein war ein junger, starker Domherr, der viel mehr in Ovidio, De arte amandi, denn in der Bibel und im Psalter studierte. In derselbigen Stadt wohnte aber auch ein Balbierer, ein alter aufrichtiger, frommer Mann, der ein einiges Töchterlein hatte, und auf das Jungfräulein warf der gute Domherr ein Auge, geriet auch also weit mit ihr in die Sachen, daß sie ihn auf eine anberaumte Zeit, wann der gute alte Vater schliefe, zitierte und beschied.

Es begab sich aber in derselbigen Nacht, daß sich der Vater, so vielleicht nicht schlafen konnte, nur im Hemd und in einer Schlafhaube — denn es war zur Sommerszeit — an einen Kammerladen legte. Der Domherr verfügte sich mit einem vertrauten Diener zu des Balbierers Haus, um zu lauschen, ob der Vater entschlafen sei. Der erkannte ihn wohl, bedachte auch, ein solcher Gast schnüffle nicht vergebens um sein Haus. In dem sieht der Diener über sich, sieht den Balbierer in der Schlafhaube, vermeint, es sei die Tochter, hebt an und spricht ihm freundlich zu: „Liebe Jungfrau Ursel, tut auf, der Herr ist hie."

Der gute alte Vater tat jetzt die Sache erst recht merken und sagte zum Diener: „Heiß den Herrn selbst herkommen." Der gute Herr war geschwind, sprang vor den Kammerladen, buhlte heftig mit dem alten Vater, meinte, es sei die Tochter, und sprach: „Liebe Jungfrau Ursel, laß mich ein; ich bins." Der Balbierer sprach mit feiner Stimme: „Lieber Herr, wer seid Ihr denn?"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Der Domherr nannte sich geschwind mit dem Namen, daß ihn der Balbierer wohl erkannte; aber der hub nun an mit mannlicher Rede: „O lieber Herr, ich bin nicht würdig, daß Ihr unter mein Dach gehet; sprecht nur ein einiges Wort, so wird meine Tochter gesund."

Also mußte der gute Herr ungeschaffener Dinge abziehen, und behielt der Balbierer eine fromme Tochter.

Die Erleichterung nach der Beichte.

Zu Straßburg sind viel Beghinen, die tragen gewöhnlich Mäntel und darunter Kürsen*) von Pelz. Einmal kam eine Beghine von den Barfüßern und wollte heimgehn; da begegnete ihr eine ehrbare Frau, die wollte auch Messe hören, und es war in dem Advent. Die Frau sprach zu der Beghine: „Schwester, wo kommt Ihr her?" Sie sprach: „Ich komme von meinem Beichtvater, und es ist mir recht leicht geworden."

Und da sie heimkam, da hatte sie die pelzene Kürsen verloren, die war ihr unter dem Mantel hinweggerutscht; darum war ihr so leicht geworden.

„Wer möchte das nicht?"

Posen ist ein Mönchskloster Benediktiner Ordens, bei Zeitz im Osterlande gelegen, das ein Stück ist von Meißen, und der Abt desselbigen Klosters hat etliche Nonnenklöster zu visitieren. Nun war in einem Kloster ein armes Nönnlein berüchtigt, als hätte sie mit dem Klosterschreiber unrecht gehandelt und ihn in ihrer Zelle oder Kämmerlein verschlossen behalten. Das Nönnlein ward von dem Abt mit guten gelehrten Worten so viel beredet, daß es sich zu der Tat bekannte.

Der Abt fragte alle Gelegenheit der Tat, wie es zugegangen sei, und sonderlich mit diesen Worten: „War der Schreiber bei dir in der Zelle?" Das Nönnlein sagte:

---

*) ein Pelzkleid; daher der Name Kürschner.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Ja.“ Der Abt fragte: „Lag er bei dir im Bette?“ Das Nönnlein sagte: „Ja.“ Der Abt fragte: „War er nackend?“ Das Nönnlein sagte: „Ja.“ Der Abt fragte: „Warst du auch nackend?“ Das Nönnlein sagte: „Ja.“ Da sprach der Abt: „Ei, wer möchte das nicht?“

Aus dieser Geschichte ist das Sprichwort erwachsen: „Wer möchte das nicht?“ sagt der Abt von Posen.

Das Spittel der Edelfrauen.

Es war ein Kloster, soll man es anders ein Kloster heißen, ein Stift, darin waren freie Frauen, wie ihrer viele in unsern Landen sein, der Edeln Spittel usw. Da war ein Edler, der wollte dem Gotteshaus abziehen und nehmen, was seine Eltern gegeben hatten; sie lagen in einem Rechtshandel miteinander, und war viel daraufgegangen. Der Äbtissin ward geraten, sie solle die vier allerhübschesten Frauen, die sie habe, herausstreichen und mitnehmen und mit ihnen zu dem Fürsten gehn, sie werde einen gnädigen Herrn finden. Sie folgte dem Rat.

Da sie nun also mit den vier stolzen Frauen vor dem Fürsten stand, da fragte sie der Fürst und sprach, wieviel sie gestühlte*) und Chorfrauen habe. Die Äbtissin antwortete dem Fürsten und sprach mit Züchten: „Unser sind vierundzwanzig Frauen.“ Der Fürst sprach: „Wieviel habt Ihr Pfaffen und Kapläne?“ Die Äbtissin antwortete und sprach: „Gnädiger Herr, wir haben zwölf Pfaffen.“ Der Fürst lachte und sprach: „Das ist übel geordnet; es sollte umgekehrt sein.“ Die Äbtissin verstand, wo der Fürst hinaus wollte und was er sie schätze; da sprach sie: „Nein, gnädiger Herr, es ist wohl geordnet; es sind zwölf Pfaffen, und hat jeglicher seine Frau, und die übrigen zwölf Nonnen sind für die Gäste.“

Da lachte der Fürst und sprach: „Frau Äbtissin, Ihr habt wohl geantwortet; geht heim, so wollen wir den Edelmann verhalten, daß er Euch in Frieden läßt.“

---

*) einen Chorstuhl innehabende Nonnen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Von ehrsamen Hausfrauen und gemeinen Metzen.

Die kluge Jungfrau.

Es war einmal ein Bürger, der hatte drei Töchter, die alle zeitig waren, sie in den schweren Orden der heiligen Ehe zu versehn, und wußte der Vater doch nicht, welche er zuerst versorgen sollte; denn sie hatten alle drei Werber. Er berief sie alle drei zusammen und sprach: „Wohlan, lieben Töchter, ich will euch allen dreien miteinander Wasser geben, und ihr sollt auch die Hände miteinander waschen, und sollt sie an keinem Tuch trocknen, sondern von selber trocken werden lassen, und welcher ihre Hände zuerst trocken werden, der will ich zuerst einen Mann geben." Der Vater goß ihnen allen dreien Wasser über die Hände; da wuschen sie ihre Hände und ließen sie von sich selber wieder trocken werden.

Aber das jüngste Töchterlein, das wehte mit den Händen hin und her und sprach stets: „Ich will keinen Mann! ich will keinen Mann!" Und von demselbigen Wehen wurden ihr die Hände zuerst trocken, und ward ihr zuerst ein Mann, und mußten die ältern noch länger warten usw.

Es ist auch ein Rätsel: man spricht: „Rate, was ist das: tut man es, so geschieht es; tut es man es nicht, so geschieht es dennoch." Das ist Händewaschen. Trockneſt du sie an einem Tuch, so werden sie trocken; trockneſt du sie nicht, so werden sie von selber trocken.

Die Kissenwäscherin.

In einem Dorf im Schwabenland saß eine gute einfältige Dirn, eine Bäuerin, die ihr Lebtag nicht viel an Orten und Enden gewesen war, da man sauber Haus hielt. Derhalben alle ihre Leinwand und Betten so schwarz waren, daß sie besser Köhlersäcken hätten verglichen werden mögen denn Leilachen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nun begab es sich einmal, daß ihre Mutter, so in einem andern Flecken wohnhaft, in ihre Behausung gekommen war und diese Dinge alle so schwarz gesehn hatte; fing an und sagte: „O liebe Tochter, warum wäschest du nicht die Betten und Kissen? Siehe, wie sie so schwarz sind!" Die gute einfältige Hausfrau sagte, sie wolle es tun. Und als die Mutter bald wieder hinkam, nahm sie Kissen und Bett, warf sie in einen Zuber und goß Wasser darüber, wusch sie und vermeinte, also recht getan zu haben.

Also gescheite Dirnen hat es in den Dörfern hin und wider; o wie wohl ist ein Mann mit einer solchen Frau versorgt!

„Der Korb ist gemacht!"

In einem Dorf ist ein Körbleinmacher gesessen, der einmal, als er einen Korb fertig gemacht, zu seinem Weib gesprochen: „Wohlan, Weib, nun sag: Gott sei gelobt, der Korb ist gemacht!" Das Weib aber, die halsstarrig war, wollte es nicht sagen. Darob erzürnt, schlug sie der Körbleinmacher aus der Maßen übel und sprach: „Willst du nicht sagen: Gott sei gelobt, der Korb ist gemacht?"

In dem, als der Körbleinmacher seine Frau schlug, ging der Vogt vorüber und ward ihn fragen, was doch das für ein Wesen sei, und des Körbleinmachers Frau klagte ihm alle Dinge. Der Vogt, so ein Edelmann war, begann zu lachen, ging heim und erzählte seiner Frau alle Sachen, die sich zwischen dem Körbleinmacher und seiner Frau begeben. Darüber ward die Frau sprechen: „Nun wollte ichs auch nicht sagen, und wenn ich darüber zerrissen würde." Als das der Edelmann hörte, sprach er: „Wie? Wolltest du auch so halsstarrig sein?" Packte damit einen Bengel und knillte sie tapfer.

Die Magd, die solches gesehn, lief in den Stall zum Knecht und sagte ihm, wie der Junker die Frau

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

geschlagen habe, und fragte ihn, ob er nicht wisse, warum. Der Knecht, der mit dem Junker in des Körbleinmachers Haus gewesen, tat der Magd alle Sachen zu wissen. Kaum hörte die Magd das, so sprach sie unbedacht: „Noch wollte ich auch nicht sprechen: Gott sei gelobt, der Korb ist gemacht, und sollte es mir gehn wie der Frau des Körbleinmachers." „Wie?" sagte der Knecht, „wolltest du auch so halsstarrig sein?" Nahm die Magd und trat sie tapfer mit Füßen, ließ sie darnach wieder laufen.

Also wurden des Körbleinmachers Frau, die Vögtin und ihre Magd alle drei an einem Tag eines Korbs wegen tapfer geschlagen. Wenn man aber die halsstarrigen Weiber allesamt schlagen sollte, würden nicht genug Bengel da sein; man müßte auch etwa Steine und andere Instrumenta brauchen.

Weibliche Schwachheit.

Ein Bauer ist zu Sonthofen gesessen, der hieß Mang Kerb. Der hatte eine Frau, die beklagte sich einmal, daß sie krank sei. Der Bauer war sehr betrübt, ging derhalben zu seiner Base und klagte ihr sein Leid, es sei sein Weib krank. Da kam die Base und besuchte des Mang Kerben Weib in ihrer Krankheit; die saß und tat, als wäre sie krank. Ihre Base fragte sie, was ihr gebreche. Sie sprach: „Ich bin unlustig und kann nichts essen." „Ei," sprach ihre Base, „es wird vielleicht heute besser. Hab nur guten Mut." Sie, des Kerben Weib, sprach: „Ich will mir heute Kuchen backen lassen, will sehn, ob ich mich erlusten mag." „Das tu," sagte ihre Base.

Als es Abend werden wollte, sprach die Bäuerin zu ihrem Maidlein, das denn ihre Tochter war und bei vierzehn Jahren: „Geh und hole mir fünf Fochetzen" — die man sonst Semmeln heißt — „und backe Schnitten. Laß sehn, ob ich gesund werden möchte." Das tat das Maidlein und buk sie, trug also immer zehn fein warm

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

miteinander hinein; die nahm die gute Frau also warm in ihrer großen Krankheit zu sich. Das währte so lang, bis sie die fünf Fochetzen alle verschluckt hatte; ich glaube, wenn sie noch fünf Fochetzen gebacken gehabt hätte, sie hätte sie alle gefressen und dennoch krank sein wollen.

Als sie nun die fünf gebackenen Fochetzen gefressen hatte und der Bauer zur Nacht heimkam, der den Tag einem Wirte Halme geschnitten hatte, fragte er sein Weib, ob sie noch krank sei. Sie sprach: „Ich hoffe, es soll besser werden; ich hab jetzt ein wenig Küchlein gegessen." Vermeinte also, es sei ein wenig, wenn eins fünf gebackene Semmeln esse. Da der gute Mang Kerb hörte, daß sein Weib wieder gesund werden wollte, war er von Herzen froh.

Am Morgen kam ihre Base wieder und wollte sehn, wie es mit ihr stehe, ob sie noch krank sei; da lag sie noch im Bett. Es fragte aber die Base das Maidlein, ob ihre Mutter noch krank sei. Das Maidlein sprach: „Ei, ich hoffe, es wird besser geworden sein; denn ich hab ihr nächten von fünf Fochetzen Schnitten gebacken, die hat sie also warme gegessen." Als das die Base hörte, dachte sie: „Die Krankheit hat sich verkehrt." Ging also wieder heim und dachte: „Hat sie so viel Küchlein auf einmal gegessen, so ist sie freilich nimmer krank. Zwei Kochersberger Bauern hätten sich dran satt gefressen." Besuchte also ihre Base nicht mehr in dieser Krankheit.

Ich weiß aber nicht, ob sie an diesem Morgen wieder gesund worden sei oder nicht. Es mag ein jeder selber bedenken, ob sie krank gewesen sei; ich für meine Person glaube, sie habe die fressende Krankheit gehabt.

Ein Wink.

War einmal ein Mägdlein, deren Ruf nicht mehr ganz heil war, und die trieb auf eine Zeit ein Schwein heim, das ihr Vater auf dem Markte zu Ehingen gekauft hatte. Auf dem Wege, der durch einen Wald ging, bat

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sie ein junger Gesell, ihr Gefährte, sie möge eine kleine Weile mit ihm rasten; sie aber schlug es ihm ab in der Hoffnung, er werde mit seiner Bitte nicht nachgeben.

Da sie jedoch an dem Ende des Waldes sah, daß er von seinem Bitten ganz und gar abgestanden war, sagte sie: „Lieber Buhle, daß ich noch der vorigen Rede gedenke: wenn ich dir wollt zu Willen sein, wo wollten wir derweil die Sau hinbinden?"

Freund und Feind.

Ein Einäugiger hatte ein geschwächtes Mägdlein zum Weibe genommen in der Meinung, sie sei noch eine ganze Jungfrau. Als er dann des Handels inne ward, schalt er sie übel von der verletzten Keuschheit wegen.

Darauf antwortete sie ihm: „Warum sollt ich dir unversehrt sein, wo du scheel bist und nur ein einig gutes Auge hast?"

Nun sagte er: „Den Schaden habe ich von den Feinden empfangen."

Sprach das Maidlein: „Und ich den meinen von meinen Freunden."

Ein seltsamer Trost.

Zu Straubing im Bayerland gab ein Bader einem jungen Gesellen seine Tochter zur Ehe; die wollte nicht gedeihen, sie trat denn täglich mit dem Hintern aus dem Gestell. Wenn sie dann der Mann nirgends zu finden wußte, so suchte er sie im Pfarrhof; denn der Pfarrherr hatte zwei junge, starke Kapläne. Dort fand er sie.

Der gute Mann konnte und mochte es auf die Länge nicht leiden oder dulden, klagte es seinem Schwäher und bat ihn, er solle die Tochter wieder zu sich nehmen, oder er wolle sich von ihr scheiden lassen: ihre üble Aufführung sei zu kundig und offenbar, daß er sich schämen müsse usw. Der gute fromme Schwäher tröstete ihn mit ganz freundlichen Worten: „Lieber Sohn," sagte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

er zu ihm, „sei guten Muts und laß diese Zeit noch deine Frau gewähren, laß sie etwa eine Zeitlang nach ihrem Gebrauch ein gutes Leben haben; für deinen Teil bleibt dir noch immer genug übrig. Es wird schon die Zeit kommen, wo sie das alles wieder abtun und sich zu weiblicher Zucht und Ehrbarkeit richten wird. In gleicher Weise hat es auch ihre Mutter getan, meine liebe Hausfrau: als sie noch jung war, da hat sie solcher Händel genug vollbracht, und es hat mir nichts geschadet; denn wenn ich bei den Edeln und der Priesterschaft lieb und wert gehalten wurde, so war es allein darum, daß ich zusehn mochte, und hatte ich dennoch genug für mich. Jetzund, wo sie alt geworden ist, wird sie unter die frömmsten Frauen gezählt, die hier sind, und man tut ihr auch Zucht und Ehre an. Diese Hoffnung darfst du gewiß auch von deiner Frau haben, so du noch etliche Jahre geduldig bleibst."

Grauschimmel und Rotfuchs.

Zu Colmar wohnte ein Witwer, ein reicher alter Mann, der warb um eine schöne junge Tochter. Und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

als er werben wollte, ließ er sich das Haar über den Kamm abschneiden und sich sonst glatt putzen und scheren und trug ein seiden Häublein unter dem Barett, auf daß die Jungfrau das graue Haar nicht wahrnehmen möchte. Sie ward ihm gegeben, und die Hochzeit ward gehalten.

Etwa vierzehn Tage danach, da fingen ihm die grauen Haare wieder an hervorzustechen, und eines Morgens fiel ihm die Haube im Bett ab; da sah sie, die liebliche Jungfrau, was für weiße Stangen er auf dem Kopfe gehabt. Sie erschrak, war ganz und gar leidig und beklagte heimlich ihr Leiden mit Seufzen und Weinen. Der Greis merkte wohl, daß der Frau nicht recht war, und er fragte sie einmal oder etliche, was ihr doch anliege, daß sie also herzlich seufze; sie wollte es ihm aber nicht sagen.

Zu Nacht fragte er sie wieder einmal im Bette, was ihr sei, ob sie die Mägde oder die Knechte erzürnt hätten oder ob ihr sonst etwas mangle. Sie sagte zu ihm: „Ich weiß nichts, was mir fehlte, als daß mir so weh ist, daß ich meine jungen Tage so übel angelegt habe. Ich habe nicht gewußt, daß Ihr so ein alter, grauer Mann seid, bis jetzt, wo ich Euern Kopf sehe. Ach, wessen haben mich meine Verwandten geziehen, daß sie mich also unzeitig ins Elend geschickt haben!" „Ei, liebe Tochter," sagte der alte Mann, „laß dich das nicht bekümmern! Du hast Essen und Trinken, schöne, köstliche Kleider, Knechte und Mägde, Gold und Geld und allen Reichtums genug; was mangelt dir sonst?" „Das solltet Ihr Euch wohl denken," sagte die Frau, „was mir mangelt." „Wohlan, ich merks nun," sprach der alte Herr. „Liebe Tochter, laß den Kummer fahren! Weißt du nicht, daß ein grauer Schimmel ebenso wohl zieht wie ein roter Fuchs?" Die Frau strich mit der Hand von ihrer Brust bis zum Bauch hinab und sprach: „Ja, aber auf dieser Straße nicht; denn da sind Gräben und gefährliche Löcher, daß eines satten, steifen Zugs wohl vonnöten ist. Das kann aber ein junger roter Fuchs viel besser ausrichten denn ein alter grauer Schimmel."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der fromme alte Herr war gefangen und konnte sich leider nicht weiter verantworten: die Wahrheit war ihm gesagt. Ich glaub, daß es freilich einen Fuhrmann auf dieser Straße hart ankommt, wenn man seinem alten grauen Schimmel einen jungen roten Fuchsen vorspannen muß; es soll ein ungleiches Ziehen geben.

Die trauernde Witwe.

Zu Weinbrücken starb ein Wirt nach langer Krankheit, und da er zum Grab getragen wurde, gehub sich sein Weib so kläglich mit jämmerlichem und elendem Weinen und Heulen, daß andere Leute sie halb ohnmächtig zwischen sich führen mußten. Da sie nun wieder heimgekommen, klagte sie unter vielen andern Gebrechen, daß sie nun niemand mehr habe, der ihr die Herberge aufhalten hülfe. Der Hausknecht, nachdem er vorher von seinen Eltern und Freundschaft, item von seinem guten Wandel und Leumund Meldung getan, sprach, ehe es ihr daran mangeln sollte, wollte er sie selber nehmen.

„Ach, ach, meines großen Leids," sagte das Weib, „du hast zu lang gewartet; denn allererst jetzo hab ich mich einem andern versprochen!"

Dies wird auch also erzählt: Als der Mann am Karfreitag gestorben und die Frau nicht ablassen wollte mit Greinen, sprachen etliche zu ihr, sie sollte, dieweil es nicht möchte gewendet werden, ihr Herz zufriedenstellen, denn sie könnte noch wohl einen andern frommen Hauswirt bekommen. „O nein," antwortete sie, „vor diesen lieben Ostern nicht!"

Der hölzerne Johannes.

So lieb hatte ein Weib ihren Mann, daß sie sich vorsetzte, sich nach seinem Absterben von keinem andern wieder freien zu lassen, ließ darum ein hölzern Bild in der Form, Gestalt und Größe ihres Hauswirts schnitzen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und mit Farben anstreichen, welches sie den hölzernen Johannes nannte, der sollte darnach, so sie Witwe würde, anstatt eines Mannes bei ihr bleiben. Es trug sich zu, daß es erging, wie ihre Vermutung gewesen, und ihr Mann den Geist aufgab. Nachdem sie aber fast ein halbes Jahr heftiglich getrauert, fing die Kümmernis an, etlicher Maßen geschmeidiger zu werden. Und als sie, von ihren Anverwandten geladen, zu einer Gasterei gehn wollte, befahl sie ihrer Magd, ja nicht zu vergessen, daß sie ihr den hölzernen Johannes, wann er warm geworden sei, ins Bett lege und dann zu ihr komme, sie heim zu geleiten; denn es war ihr Brauch, daß man ihr alle Abende den hölzernen Johannes, der sonst bei dem Ofen stand, ins Bett tragen mußt.

Die Magd dachte, es werde jetzo, weil die Frau nach der Gasterei fröhlich sein werde, Zeit sein, den ihren zu raten; derhalben berief sie ihren Bruder, der ein schöner und gerader Jüngling war, unterrichtete ihn des Handels, führte ihn in der Frau Bett, versteckte den hölzernen Johannes an einem andern Ort, ging zu ihrer Frau und wieder mit ihr nach Haus, leuchtete ihr in die Kammer und legte sich auch zur Ruhe. Dieser Johannes wärmte die Frau so wohl, daß sie ihn nicht wie den andern, wann der kalt geworden war, vor das Bett stellte, sondern ihn bis zum Morgen bei sich behielt.

Nach Befehl der Frau kam alle Morgen, wie auch itzt, die Magd und fragte, ob sie auf den Markt gehn und etwas kaufen solle; sprach die Frau, sie solle sehn, ob nicht ein gutes Essen Fische zu bekommen sei. „Gern will ichs tun," sprach die Magd; „aber wann ich sie schon bringe, haben wir nicht so viel dürres Holz im Hause, daß man sie dabei rechtschaffen sieden möchte." „Ach," sagte die Frau, „so nimm den hölzernen Johannes, der ist dürr genug, den zerhau und koch dabei, solang er währt."

Dergestalt brachte die Magd ihren Bruder in große Reichtümer; denn dieweil er die Frau so wohl wärmte, behielt sie ihn zu ihren ehelichen Mann.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Erinnerung an die erste Ehe.

Ein Biedermann hatte, als ihm sein erstes Weib gestorben war, eine andere, auch eine Witfrau, genommen. Als er aber nicht alles tun wollte, was sie begehrte, erzählt sie ihm die Tugend, die ihr voriger Mann gehabt, und lag ihm für und für damit in den Ohren: Das und das hat mein voriger Mann getan; so und so lieb und wert hat er mich gehalten. Das anzuhören brachte dem guten Mann Schmertzen, und er hätte gewollt, daß er, dieweil er sie genommen, bis über die Ohren im Rhein gestanden wäre. Das war aber versäumt, und darum mußte er solche Sache geduldig tragen und sie Gott befehlen. Bengelkraut hätte ihr sehr wohl getan, wenn sie also ihrem jetzigen Mann zuleide des vorigen Manns Tugend erzählt hatte.

Nun begab es sich einmal, daß die Frau einen guten Kapaun gebraten hatte, und als sie wieder also saß und ihres Mannes Tugend erzählt hatte, kam vor das Haus ein armer Mann, der das Almosen um Gottes willen begehrte. Die Frau schnitt den Kapaun entzwei und gab die Hälfte dem armen Mann hinaus vors Fenster und sprach: Da, nimm dir das um meines seligen verstorbenen Mannes willen! Daß ihn Gott tröste! Hat mich so schön und ehrlich gehalten." Als das der Mann sah, nahm er den andern halben Teil, gab ihn auch dem Bettler und sprach: „So nimm dir das von meiner verstorbenen Frau wegen, die mich auch viel ehrlicher gehalten als meine jetzige."

Der Bettler nahm den Kapaun und zog davon und ließ den zwei Eheleuten das Nachsehn.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Von Friede und Einigkeit in der Ehe.

Der Herr im Hause.

Man wird nicht viel Männer finden, die sich, ob sie schon ihre Weiber nicht über sich gebieten lassen, doch nicht in etwas vor ihnen fürchten. Davon wird folgender Possen gerissen.

Es hat einer durch alle Lande ein paar neuer Stiefel getragen in Willens, sie dem Mann, der sein Weib nicht fürchte, zu schenken. Und da er lang keinen fand, der sie haben wollte, wagte es doch zuletzt ein bäuerischer, grober und starker Tölpel und gab sich für einen aus, der die Stiefel billig trüge. „Wohlan," sprach der andere, „nimm sie, nimm aber hie das Schmer dazu und steck es zu dir, daß du die Stiefel damit salbest." Weil aber der Kerl ein weiß und neugewaschen Hemd anhatte, sprach er: „Beileibe nicht! wo ich das täte und das Hemd beschmierte, würde mich meine Frau übel empfangen." Als das der Fremde hörte, nahm er die Stiefel wieder, schlug sie ihm um den Kopf und sagte: „Pack dich, du loser Fischer, hast du mich so betrügen wollen? Der du dein Weib in einer so geringen Sache fürchtest, was wirst dann erst in andern und größern nachgeben!"

Ging danach mit seinen Stiefeln hinweg, und ich glaube, er soll wohl noch keinen gefunden haben, der sie behalten.

Ein andres.

Ein Pfaff — da ihm von Gotteswort zu sagen gebührt hätte, ist der Eselstropf mit Narrenteidingen umgegangen — sagte an einem heiligen Ostertag, welcher Mann Gebieter in seinem Hause sei, solle zum ersten den Gesang „Christ ist erstanden" anfangen. Da sie nun sämtlich stillschwiegen, sprach er: „Das hätte ich nimmermehr geglaubt, daß der Mut euch allen sollte entfallen sein, also daß auch nicht einer mehr wie ein Mann

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

regiert." Zuletzt mochte einer die Schande nicht mehr länger dulden, hub an mit heller Stimme zu singen; den führte nach der schönen Predigt die allgemeine Versammlung aller Bauern zum Wein und hielten ihn als den Erneuerer und Rächer der männlichen Würde zechfrei.

Als solchergestalt ein anderer Pfaff die Männer aufforderte zu singen und keiner anheben wollte, taten das auf Geheiß des Pfaffen die Frauen, und mit solchem Geschrei und Ungestüm, da es anzusehn war, daß jegliche gern das Regiment und die Oberhand ihrer aller behalten hätte.

Der stärkere Segen.

Unzählbaren Irrtümern und Apostützlerei*) der Heiden haben unsere Voreltern angehangen, sind auch noch bei vielen so eingewurzelt, daß sie sich von solchen auf keinerlei Weise abreden lassen wollen. Wiewohl solche Narretei an sich selbst zum Teil nicht bös, viel weniger noch dem, zu dem sie gebraucht wird, helfen oder schaden kann, ist doch der Aberglaube außer dem Wort Gottes Sünde und hieran zu schelten und zu meiden. Auf solche Bahn war eine junge Braut, da sie jetzund ihrem Bräutigam heimgeführt werden sollte, durch etliche alte Vetteln unterwiesen; damit daß sie das Hausregiment und Herrschaft über ihren Mann bekommen möchte, sollte sie, ehe sie ins Haus trete, die Tür anrühren und sagen: „Ich greif an diese Tür, all mein Wille gehe für, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes."

Der Bräutigam hatte die alten Weiber aus voriger Erfahrung im Argwohn; derhalben, da er seine Braut in der Tür empfing und sie ihm nicht antworten wollte, sondern stand und heimlich murmelte, sprach er: „Ich greif an diesen Türring, Faust und Maul werd ein Ding." Schlug sie mit diesen Worten ins Visier, ehe sie die Gotteslästerung mit Gottes Namen besiegelte,

*) Verballhornung von superstitio.

daß ihr Maul und Nase bluteten. Alle Umstehenden erschraken, fragten die Ursache solchen plötzlichen Unwillens; gab er ihnen davon Bericht und sagte, da seine Braut mit Beschwörung gegen ihn umgegangen sei, habe er sich hinwider, wie auch fortan allwege, wann sie sich dessen unterfangen werde, geschehn sollte, in die Gegenwehr rüsten müsse; es erfreue ihn aber nicht wenig, daß sein Segen den ihrigen so bald überwunden, unterdrückt und kraftlos gemacht habe.

Die Frau des Rebmanns.

Im Elsaß war in einem Städtlein ein armer Rebmann gesessen, der ein aus der Maßen schönes Weib gehabt; und wiewohl er sonst nichts gehabt, als was er täglich mit sauerer Arbeit erwarb, hat sich doch seine Frau allwege dahin geschickt, daß sie ihren schönen feisten Balg behalten, Gott gebe, ihr Mann habe zu beißen oder zu brechen. Und wann der Mann am Morgen in die Reben gegangen, ist sie aufgestanden, hat sich das beste zu essen gemacht und hernach dem Mann ein Hafermus oder sonst etwas grober Speise zu essen gebracht, aber keineswegs mit ihm essen wollen, sondern sich allwege ausgeredet, sie sei krank und möge nicht essen.

Als sie solches lange Zeit getrieben, hat es den guten Mann bedünken wollen, daß sie nicht von der Luft lebe und ihren feisten Balg nicht vom Fasten behalte, und ward betrachten, wie er doch erfahren möchte, mit was Sachen die Frau umgehe. Und eines Tages stand er früh auf und sprach zu seiner Frau, er wolle an seine Arbeit gehn, sie solle ihm zu essen bringen, dessen die Frau willig war. Der Mann aber verschlug sich in eine Kammer, aus der er wohl ersehn mochte, was die Frau in der Küche tat.

Und als es nun die achte Stunde war, erhob sich die Frau aus dem Bett, ging in die Küche, machte ein Feuer an, setzte eine Pfanne mit Schmalz darauf, lief und schlug zwölf Eier darein, wie denn ihre tägliche Ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wohnheit war. Nahm hernach eine mäßige Kanne, lief in den Keller, nahm ein weißes Tüchlein, stieß es oben zum Spund hinein — denn der Mann hatte den großen Fässern die Zapfen abgeschlagen — drückte es in die Kanne aus und tat das also oft, bis die Kanne voll ward. Dieweil nun die Frau also im Keller war, lief der Mann aus der Kammer, schlug noch zwölf Eier zu den andern zwölfen, also daß der Eier vierundzwanzig wurden, und machte sich alsbald wieder in die Kammer.

In dem kam die Frau wieder aus dem Keller, richtete sich die Eier an und aß sie halb auf, tat demnach einen guten Trunk, setzte sich doch wieder zu den Eiern und aß noch eins oder zwei. Als sie aber nicht mehr essen mochte, fing sie an mit sich selber zu reden: „Bin ich krank oder will ich krank werden? Wie ist mir? Habe ich sie doch vor allwege aufessen mögen!"

Solche Klagen trieb sie eine gute Weile, das der Mann alles wahrnahm, bis es ihn an der Zeit däuchte, der Frau die Eier zu gesegnen. Schlug sich die Schürze der Frau, so in derselben Kammer lag, anstatt des Chorrocks um, erhaschte einen guten eichenen Flederwisch, trat heraus zu der Frau und sprach: „Wohlan, meine liebe Frau, ich sehe wohl, daß du sehr krank bist und nicht mehr so wohl essen magst als vor und dir nun der Tod am allernächsten ist. Auf daß du aber nicht ungebeichtet sterbest, bin ich dir von Gott hiehergesandt, dich Beichte zu hören." Faßte damit den eichenen Bengel, schlug sie aus der Maßen übel und richtete sie zu, daß sie mehr einem toten denn einem lebendigen Menschen gleichsah, ließ sie liegen und ging an seine Arbeit; fügte sich doch zeitlich wieder nach Hause und kochte sich selbst: denn er wohl gedachte, daß er von der Frau aus diesen Tag ungegessen sein müßte.

Nun dachte die Frau für und für, wie sie doch ihren Mann wiederum betrügen möchte und ihm die große Schmach, so sie neulich von ihm empfangen, vergelten; erzeigte sich gegen ihn freundlich.

Eines Tages begab es sich, daß die Frau etliche ihre

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachbarinnen bei sich hatte und guter Dinge mit ihnen war. Unter andern Spielen, so sie taten, hub die Frau an, der es Zeit däuchte, sich an dem Manne zu rächen, und sagte: „Wir wollen Verbergens" — also nennt mans im Elsaß — „machen." Deß der Mann wohl zufrieden war. Nun überredete ihn die listige Frau, daß er in einen Mehlsacke schliefe. Der gute Mann, der sich nichts Argen versah, war gar wohl kontent; denn er vermeinte, man werde ihn nicht so bald finden. Als sie ihn aber in dem Mehlsack sah, strickte sie die Bändel schnell zu, lief um einen guten Bengel, traktierte den Mann im Sack auf das beste und vergalt ihm die Schmach, so er davor ihr getan.

Da sie ihn aber genug geschlagen und ihr Mütlein wohl an ihm gekühlt hatte, dachte sie wohl, daß sie der Mann, käme er aus dem Sack, würgen würde. Ließ also den Mann im Sack liegen, lief zu dem Schultheiß und klagte ihm alle Dinge von Anfang bis zu Ende, was sich zwischen ihnen begeben hatte, und bat den Schultheiß um Gottes willen, er wolle ihr behilflich sein, nach dem Manne schicken und ihm gebieten, daß er sich ob solchen Verdrußes nicht an ihr räche noch sie das entgelten lasse.

Der Schultheiß, der ein geschwinder, listiger Mann war, lachte der Sachen genug und schickte seine Diener nach dem Rebmann; sie fanden ihn noch in dem Sack verknüpft, lösten den Sack auf und brachten ihn vor den Schultheiß. Als er seine Frau vor dem Schultheiß sah, klagte er hart wider sie; dagegen antwortete sie ihm und beschirmte sich, so best sie mochte. Als nun der Schultheiß ihrem Streit lange zugehört, befahl er ihnen stillzuschweigen, gebot erstlich der Frau, sich solchen Schleckens zu mäßigen, darnach dem Mann, daß er ein Einsehn habe und die Frau um solches, so sie ihm in der Nacht im Sack getan, weder schlagen und stoßen, noch raufen solle. Das mußte ihm der Rebmann geloben; also zogen sie miteinander heim.

Nun dachte der Mann, der sich von der Frau be-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

trogen sah, wie er doch an sie herankommen möchte und sich an der argen Frau rächen und dennoch des Schultheißen Gebot nicht brechen. Und eines Tages begab es sich, daß einer ihrer Nachbarn, so ein Weib genommen, Hochzeit hielt, dazu sie und auch andere geladen waren. Als man nun zur Nacht gegessen, fing man zu tanzen an. Und wie man lang tanzte, däuchte es den Mann an der Zeit, sich an seinem bösen Weib zu rächen; nahm sie, tanzte mit ihr, und unter dem Tanzen fügte es sich, daß er zu der Stiege kam, so in das untere Haus ging. Faßte sein Weib und warf sie im Umwenden die Stiege hinab; ließ sie also für tot liegen, ging heim, dachte wohl, daß ihm das nicht geschenkt sein werde.

Als die Frau wieder zu sich kam, ging sie zum Schultheißen und erzählte ihm, was sich die vergangene Nacht zugetragen. Der Schultheiß lachte bei sich und dachte, der Mann habe ihr recht getan; erzeigte sich doch ernstlich vor der Frau, schickte nach dem Mann und hielt ihm vor, warum er nicht gehalten, was er ihm geboten habe. Der Mann, der der Rede des Schultheißen wohl aufgemerkt, antwortete und sprach: „Herr Schultheiß, Ihr gebotet mir, ich solle sie nicht schlagen und stoßen, noch raufen. Das habe ich fest gehalten, habe ihr auch alles, was sie wider mich getan, vergessen und bin guter Dinge mit ihr gewesen, habe auch die vergangene Nacht mit ihr getanzt; und im Wenden ist sie mir aus dem Arm gefallen. Was kann ich dafür, daß sie so schwer ist? Warum ist sie nicht heroben geblieben? Derhalben, Herr Schultheiß, hoffe ich keiner Strafe würdig zu sein, sondern habe Euere Gebote unverbrüchlich gehalten; und was ihr Leids begegnet, hat sie sich selbst getan."

Da der Schultheiß des Weingärtners Antwort vernommen, war ihm wohl zu Mut, daß sich der Mann ausgeredet hatte — wäre sonst verursacht gewesen, ihn zu strafen — absolvierte ihn ledig. Deß nahm sich die Frau besondere Schmerzen; zog mit dem Manne heim, lebten fortan wohl miteinander. Denn sie wohl sah, daß sie dem Manne nichts abgewinnen mochte, so hatte sie auch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wenig Gunst mehr bei dem Richter. Von deswegen tat sie alles das, was dem Mann wohl gefiel.

Liebe und Leid.

War einmal ein Schneider, ein gar zänkischer Mensch, dem konnte die Frau, wiewohl sie fromm und treu war, doch nie recht tun; er war allwege mit ihr unzufrieden und schlug und raufte sie stets. Deshalb mußte die Obrigkeit ein Einsehn haben und legte ihn eine Zeitlang ins Gefängnis. Und als man meinte, er habe nun wohl gebüßt und solle witzig werden und fortan mit seinem Weibe freundlich leben, ließ man ihn wieder heraus; aber er mußte einen Eid schwören, das Weib nimmer zu schlagen, sondern freundlich mit ihr zu leben und Lieb und Leid mit ihr zu leiden, wie sichs unter Eheleuten gebührt. Der Schneider schwur.

Als er nun eine Zeitlang friedlich mit ihr gelebt hatte, kam ihn seine alte Weise wieder an, daß er mit ihr zankte; da er sie aber nicht schlagen durfte, wollte er sie bei den Haaren packen. Das Weib war ihm aber zu geschwind und entsprang; da packte er die Schere und warf damit nach ihr, jagte sie im Hof herum, und was er erwischte, warf er ihr nach. Wenn er sie traf, so lachte er, und wenn er sie fehlte, so fluchte er. Das trieb er so lang, bis ihr die Nachbarn zu Hilfe kamen.

Der Schneider ward wieder vor die Herren geladen, und die hielten ihm vor, ob er nicht wisse, was er geschworen habe. Antwortete der Schneider: „Lieben Herren, ich habe meinen Eid gehalten; ich habe sie nicht geschlagen, sondern habe, wie Ihr mir befohlen habt, Liebe und Leid mit ihr gelitten.“ Die Herren sagten: „Wie kann das sein? Sie führt doch große Klage.“ Er antwortete und sprach: „Ich habe sie nur ein wenig bei dem Haar ziehen wollen, und sie ist mir entwichen; da bin ich ihr nachgeeilt und habe nach ihr mit Bengeln und was ich erwischt habe, geworfen. Wenn ich sie ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

troffen habe, ist es mir lieb gewesen und ihr leid; wenn ich sie gefehlt habe, so ist ihr lieb gewesen und mir leid. Also habe ich Lieb und Leid mit ihr gelitten, wie Ihr mir befohlen habt." Solche Narren findet man zuweilen, mit denen man ein ganzes Jahr zu schaffen hätte, wenn man ihnen zuhörte. Die Herren geboten ihm, sie nicht mehr zu schlagen, auch keine Lieb und kein Leid in solcher Gestalt mehr mit ihr zu leiden, sondern zuzusehn, daß das Weib keine Klage mehr über ihn führe; es würde ihm nie mehr mit einem Scherz ausgehn.

Die Strafe durch die Bibel.

Ein Kaplan hatte ein Weib, das noch jung, träg und zur Haushaltung undienlich war; derwegen dachte er, sie müsse einmal oder etliche durch den Fäusterwald laufen und also wacker gemacht werden. Da er sie nun einmal oder etliche wohl abgekehrt hatte, sprach sie also zu ihm: „Gott, der ein Herzenskundiger ist, weiß, daß ich nicht mit Fleiß unrecht tue, sondern unversehens hiezu komme; warum seid Ihr denn so unbarmherzig gegen mich und schlagt mich so übel? Wenn Ihr freundlich mit mir umginget und mich mit guten Worten unterwieset, so solltet Ihr mich wahrlich viel gehorsamer und geschickter finden, wollte auch zu allen Sachen fleißiger und emsiger sein."

Was geschieht? Es vergehn kaum zwei Tage; die Frau will ihrem Herrn eine Suppe aufsetzen und schüttet sie über den Tisch. Hierüber wird er sehr unwillig, nimmt die Bibel zur Hand, schlägt damit auf sie und spricht: „Du begehrst, ich solle dich mit guten Worten regieren und unterweisen; wohlan, so will ich dir auf dein Begehren die Bibel auflegen, darin nichts als gute und heilsame Worte stehn. So nun auch diese Strafe nichts an dir helfen wird, ist es gewiß, daß an dir Hopfen und Malz und alles Ziehen und Unterweisen verloren ist."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Das Kopfweh der Frau.

In einer Stadt, am Rheinstrom gelegen, wohnte eine sehr reiche und karge alte Witfrau; der stellten viel alte reiche Witwer nach und vermeinten, sie zu erwerben. Ihr aber war gar kein Sattel gerecht; denn sie gab allwege die Antwort, sie wolle über ihr Hab und Gut selber Meister sein und es keinem Mann mehr unterwerfen.

Es begab sich über lang, daß ein Landsknecht in die Stadt kam, ein gar schöner, gerader, verwogener junger Gesell; der hörte von dieser Witfrau so viel sagen, daß er sich endlich vornahm, sein Heil zu versuchen. Er war wohl herausgeputzt mit der Kleidung und trat der guten alten Frau vor das Haus, begegnete ihr in der Kirche und auf der Straße und sprach sie ganz tugendlich und freundlich an. Die gute alte Frau, die über sechzig Jahre war, meinte, der Junge habe eine solche Gunst zu ihr, gab auch, je länger, desto mehr acht auf ihn und fing auch gar freundlich mit ihm zu sprechen an. Der gute Schlucker meinte, die Glocke sei jetzund schon halb gegossen; er kaufte einen schönen Schleier und verfügte sich mit Fleiß an einen Ort, wo er sie allein zu betreten dachte. Es geschah nach seinem Willen und Wunsch; denn sie kam ihm gleich zu Gesicht.

„Zarte, liebe Frau," sagte er, „es hat mich Euer freundliches und tugendhaftes Ansprechen dermaßen in Freundschaft und Liebe gegen Euch bewegt, daß ich, wenn ich Euch in Verstand, Vermögen und Wesen gleich wäre, in der ganzen Stadt kein Weibsbild wüßte, mit der ich lieber haushalten wollte. Dies habe ich Euch nicht verhehlen können, wiewohl ich weiß, daß Ihr meiner Gunst wenig Acht habet; aber von meiner frevlen Worte wegen, so ich jetzt so unverschämt mit Euch geredet habe, wollet diese kleine Gabe von mir zu meiner Strafe annehmen, bitte Euch dabei, mir zu vergeben."

Die gute alte Vettel, die zuvor schon in den Jungen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

vernarrt gewesen war, meinte, ihm sei es mit allen Worten ernst. „Junger," sagte sie, „wenn ich deinen Worten trauen dürfte, so wollte ich mich der Sache nicht lang bedenken, wiewohl viel ehrliche reiche Männer um mich werben, so mir im Alter gleich sind. Wie wollte ich mich aber getrösten, daß ich einen alten Mann nehmen wollte? Über Nacht lägen wir beisammen da, und wüßte keines dem andern zu helfen, wären beide mitsammen krank und schwach. Darum habe ich mir längst vorgenommen, einen guten, frommen Gesellen zu nehmen, ob er gleich nicht so reich ist, wenn er mir nur Gutes tut. An Gut und Geld solls ihm nicht mangeln." In Summa, kurz geredet, sie wurden der Sache einig, und sie versprach ihm die Ehe.

Als nun der Kirchgang geschehn war, fing der gute junge Mann an, gar häuslich zu sein, und versah alle Sachen nach dem besten; denn er befand, daß ihm die Frau ihre Barschaft und Kleinode noch nicht geoffenbart hatte. Als er sie aber mit Fuchslisten hintergangen hatte, daß sie ihm alles gewiesen und gezeigt, fing er von Tag zu Tag abzuspinnen an und suchte sich Kurzweil und Freude bei seinesgleichen. Wann er dann nach Hause kam, kam er selten allein; allwege brachte er einen oder zwei gute Gesellen mit, und mit denen saß er dann bis Mitternacht bei Spielen, Schlemmen und Demmen. Und wann dann die gute Frau etwas zur Sache redete, trieben sie nur ihr Spei- und Fatzwerk mit ihr. Davon kam die Frau in großen Widerwillen; durfte es doch ihren Freunden nicht klagen, weil sie mit ihnen nicht Rats gepflogen hatte.

Was ist zuletzt geschehn? Einmal kam er heim mit einer vollen Rotte. Seine Frau, die sie von weitem ersehn hatte, meinte, sie wolle eine andere Kunst versuchen, damit sie doch einmal solcher Gäste ledig werde. Sie nahm eilends ein Tüchlein, wand es um den Kopf und legte sich auf die Bank. Der Mann kam mit seiner Rotte in die Stube; da er seine Frau also liegend fand, ging er zu ihr und sagte: „Meine liebe Hausfrau, was

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gebricht dir? Liebe, sei guter Dinge; komm, laß uns leichtsinnig sein." „Laß mich zufrieden," sagte sie, „du treuloser Mann. Hast du mir das zugesagt und versprochen?" „Liebe Frau," sprach er, „ich weiß doch keinen Mangel, so du hättest. Bist du nicht versehn genug mit Mägden, so ding dir noch ein paar! Schmeckt dir ein Wein nicht, so stich dir ein ander Faß an und kauf daneben, was dich gelüstet. Was willst du noch mehr haben?" „Was ich haben will?" sagte sie. „Ich wollte, du bliebest daheim und versähest dein Haus. So gehst du Tag und Nacht zu deinen Gesellen, von denen du nichts Gutes lernst, und läßt dagegen mich arme Frau liegen in Angst und Schmerzen; denn mir tut der Kopf so weh, daß ich nicht weiß, wo ich bleiben soll. Wie willst du solche Untreu verantworten?" „Wie?" sagte er, „sollte ich eine so liebe alte Frau haben und sollte es von einem liederlichen Kopf leiden, daß er ihr wehtut? Das soll einmal nicht sein."

Das geredet, riß er ihr das Tüchlein vom Kopf und fing mit beiden Fäusten an zuzuschlagen und sagte: „Hei, Kopf, du wolltest dir etwas herausnehmen und meiner Frau, von der ich Gut und Ehre habe, wehtun? Eher wollte ich dich zertrümmern!" Die gute alte Mutter wußte nicht, wie sie es verstehn sollte; denn sie merkte, daß da keines Aufhörens war. Darum mußte sie sich der nächsten Freiheit behelfen. „O lieber Mann," sagte sie, „laß ab von deinem Zorn gegen meinen Kopf; er tut mir nicht mehr weh." „Das vergelt ihm ein Spitzhölzlein!" sagte er. „Nun steh auf, meine liebe Hausfrau, und laß dich von keinem bösen Kopf mehr anfechten. Ich bin guter Hoffnung, er soll dies nicht mehr tun." Also mußte die gute alte Mutter von ihrem angenommenen Siechtum aufstehn, zu ihres Mannes Gästen niedersitzen und einen guten Mut haben, es wäre ihr lieb oder leid.

Als sie dann endlich von ihrem Keifen abließ und den Mann nicht mehr also plagte, stand er selber von seiner Weise zum Teil ab.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Weib und die Schalmei.

Hatte einer ein solch böses Weib, daß sie ihn allezeit schalt, ob er vom Wein kam oder von der Arbeit, auch beim Essen mit ihm haderte und, was er nur angriff, immer mit ihm zankte. Desto öfter er sie auch schlug, desto ärger ward ihr Zanken. Da aber die Streiche gar nichts ausrichten mochten, gedachte er den Handel auf eine andere Weise anzufangen; sooft sie ihm fortan übel redete, bekümmerte er sich dessen nicht, sondern pfiff unaufhörlich an einer Schalmei, wiewohl er es gar übel konnte und nie gelernt hatte, und wie er solches tat, fluchte sie noch härter. Wie er aber in seinem Vorhaben beharrte, fing sie vor Zorn zu tanzen an und schlug ihm endlich, da er nicht aufhörte, die Pfeife aus der Hand. Da er sie aber wiederum erwischte und, ohne sich dessen bekümmern zu lassen, fort pfiff, lief das Weib vor lauter Zorn zum Haus hinaus und verschwur, sie wolle fortan diese Bosheit ihres Mannes und sein unerträglich volltrunken Wesen nicht mehr leiden. Als sie aber am andern Tage wieder mit dem gewohnten Zank kam, griff auch der Mann wieder zu der Pfeife; derhalben mußte sie sich gefangen geben, enthielt sich des Scheltens und verhieß ihm, sie wolle ganz gutwillig werden, wenn er nur die Schalmei hinweglege.

Das ist ein merkwürdig Exempel, wie der Weiber Halsstarrigkeit mit mancherlei Kunst und Weg zu brechen ist.

Das Abscheiden der Frau.

Ein Kranker nahm, als sein Weib in den letzten Zügen lag und jetztunder verscheiden sollte, ganz freudig eine Pauke und schlug darauf los, daß das ganze Haus erscholl.

Als man ihm nun sagte, er sollte doch trauern oder sich, ob es ihm schon nicht so ums Herz wäre, stellen, als ob er traurig wäre, da sagte er: „Man hat sie mir mit Freuden heimgebracht, so will ich sie wiederum mit Freuden ausgeleiten."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Von Knechten und Mägden.

Durst und Faulheit.

Ein Edelmann hatte einen Knecht, gewiß einen faulen Kerl, wie man denn ihrer viel findet. Den ward eines Nachts übel dürsten — nicht weiß ich, ob er des Tags davor so viel gesoffen hatte oder wie es ihm ergangen — und lag also im Bett und schrie: „Ach Gott, wie dürstet mich so übel! Ich werde wahrlich Durstes sterben."

Nun war aber seines Junkers Kammer allernächst an dem Ort, da er lag. Der hörte alle Worte, so der Knecht redete, dachte bei sich: „Das kann mir ein fauler Schelm sein. Was gilts? Ich will ihn aufbringen, daß er mir ein Wasser holen muß." Alsbald dem Knecht rief und sprach: „Heinz!" „Junker?" „Steh auf und hol mir einen frischen Trunk Wasser! Es dürstet mich." „Ja, Junker." Alsbald aufstand, eine Kanne nahm, zu dem Brunnen ging, Wasser faßte und es dem Junker brachte. „Hast Wasser?" sprach der Edelmann. „Ja, Junker, ich hab." „Ei so sauf in tausend Teufel Namen, du Bösewicht, daß es dir das Herz abstoße! Bist so faul, daß du dir nicht selbst ein Wasser holen magst; wie wolltest du denn erst mir eines holen!"

Und als es tagte, gab er ihm Urlaub und ließ ihn springen. Das war sein rechter Lohn.

Der schläfrige Knecht.

Ein Knecht in einem Wirtshaus schlief einmal in den Mittag hinein und vernachlässigte die Pflichten seines Dienstes. Derhalben erzürnte sich der Hausvater und erweckte ihn endlich mit großem Geschrei. „Warum, du schläfriger Esel," sagte der Herr, „schläfst du so in den hellichten Tag hinein und hast keine Sorge auf deine Arbeit?" Antwortete der Knecht: „Vor vierzehn Tagen bin ich im Bad gewesen; daraus, glaube ich, sollst du

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mir verzeihen. Denn es pflegen, als die Erfahrung lehrt, die Leute nach dem Bade gar oft in einen schweren und langen Schlaf zu verfallen. Also ist es denn heute auch mir ergangen."

Darauf der Herr: „Du guter Gesell, wenn du mußt allwege so lange Zeit nach einem Bad schlafen, wirst du mir kein tauglicher Knecht sein; darum mach dich eilends wo anders hin!"

Treuschileberle.

Nach einer Frankfurter Meß haben etliche Kaufleute aus dem Schweizerland ihre Knechte zu Fuß wieder heimgeschickt, einen oder zwei Tage, ehe sie nachkamen. Die Diener sind nicht weit von Speyer in ein Wirtshaus gekommen, welches an der Straße lag. Und als sie nun wohl bezecht waren, wurden sie eins, noch ein gutes Mahl zu essen, nichts andres denn eitel Treuschileberle*), überredeten den Wirt, daß er es ihnen zurüste; er ließ es sich aber wohl bezahlen. Als sie dann mutwillig genug gewesen waren, sind sie von dannen gerückt, haben solches oft geübt, ehe sie heimkamen.

Tags darauf kamen ihre Herren zu Roß nach und gerieten von ungefähr auch in das Wirtshaus, da ihre Knechte die Treuschileberle gegessen hatten. Der Wirt bot es ihnen nach seinem Vermögen. Einer unter den Kaufleuten fragte ihn, ob er keine Treuschen habe, er solle ihnen ein gutes Essen Fische zurüsten. Der Wirt dachte: „Möchten dir die Treuschen noch einmal bezahlt werden", kochte ihnen die Treuschen, deren Leberle ihre Knechte gegessen hatten.

Als dann die Kaufleute aßen und einer unter ihnen die Leberle suchte, fand er keine. Deshalb stellte er den

---

*) Leber von Trüschen oder Aalrutten, Aalraupen. Die Leber dieser schmackhaften Raubfische galt früher als besonders gesundes Essen und das Leberfett (Aalruttenöl) als Heilmittel.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Wirt zu Rede, sprechend: „Wirt, die Treuschen sehe ich wohl, die Leberle aber nirgends.“ Antwortete der Wirt: „Ich muß Euch die Wahrheit gestehen. Gestern Abend sind erst etliche junge Gesellen hin verrückt, haben mir die Leberle wohl bezahlt. Gebt Ihr für die Treuschen, was Ihr wollt.“ Also gedachten die Kaufleute: „Gewiß sind es unsere Diener gewesen.“ Und bezahlten dem Wirt die Treuschen, gleich als hätten sie die Leberle behalten. Und speite einer den andern; es dachte aber ein jeder in seinem Mut: „Komme ich heim, will ich es meinem Knechte wohl vergelten.“

Die Stimme der Hunde.

Der hochwürdige Herr Albrecht von Rechberg, Probst zu Ellwangen, schickte dem durchlauchtigen Fürsten und Herrn, Herrn Jörgen, Herzog zu Bayern, etliche Jagdhunde. Und als der Bote mit den Hunden vor dem Herzog stand, fragte der Fürst unter anderm, ob sie laut riefen. Antwortete der Bote, ohne sich erst zu besinnen, und sagte, er wisse es nicht, doch zweifle er nicht, hätte sein Herr, der Probst, ein Wissen gehabt, daß sie gute Stimmen hätten, so hätte er sie zu Ellwangen im Kloster für Sänger behalten; doch möchte der Fürst das bald ein Wissen bekommen: wenn er einen jeden Hund in ein Ohr bisse, so würde er schreien, daraus dann der Fürst eines jeglichen Stimme leichtlich erlernen möchte.

Um solche Hofrede begabte der Fürst den Boten reichlich und schickte ihn wieder heim.

Der Habicht.

Der Herr von Rappolstein hatte einen welschen Knecht; dem gab er einen Habicht, er solle ihn dem Herrn von Munteiß bringen und ihm anzeigen, daß ihm ihn der Herr von Rappolstein geschenkt habe. Der Geck nahm den Habicht, und in der ersten Herberge vergaß

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er den Handschuh. Wie er aber den Vogel auf der bloßen Hand tragen wollte, schlug er ihm die Klauen in die Hände. Das mochte er nicht erleiden, drehte ihm den Hals um, knüpfte ihm eine Weide darum und schlug ihn über die Achsel und zog zu dem Herrn von Munteiß und sagte: Gnädig Herr von Munteiß, mein gnädig Herr von Rappscheiß schickt Euch den Habeiß."

Der Herr von Munteiß sah, daß der Vogel tot war, fragte ihn, wie das zugehe, daß er tot sei. „Ja, gnädig Herr," sagte der Welsche, „er hat mir gemack Kratzel mir auf mein Finger; ich hab ihm gemack Krag ab." „Daß dich die Feifel*) ankomme," sagte der Herr von Munteiß und befahl, ihn auf vier Tage in den Turm zu legen. Darauf schickte er ihn wieder heim.

Der Herr von Rappolstein fragte ihn, was der Herr von Munteiß zu dem Vogel gesagt habe. Der Welsche sagte: „Gnädig Herr von Rappscheiß, es hat mir gemack der Habeiß Kratz mir auf mein Finger; ich habe ihm gemack Krag ab und dem Herrn von Munteiß brockt." Der Herr fragte: „Ist der Vogel tot gewesen?" „Ja, gnädig Herr von Rappscheiß." Sprach der Herr: „Daß dich die Beul und Pestilenz ankomme! Was hat der Herr von Munteiß dazu gesagt?" „Ja, gnädig Herr, er hat mich geleck in finster Lock wohl vier Tage aneinander."

Der Herr lachte des Narren, ließ ihn auch zwei Tage in den Turm legen und schickte dem Herrn von Munteiß mit einem andern Diener einen andern Vogel; der ward ihm. Und ward dieser Narr vier Tage in finster Lock geleckt.

Die geschwinde Pfaffenmagd.

Der Pfarrer zu Dunzenheim**), Herr Wilhelm geheißen, hatte eine Magd, die also sorgsam war, daß

*) Eine Pferdekrankheit; eiternde Geschwülste der Drüsen. **) Im Unterelsaß.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sie, sooft sie der Herr fragte, ob auch das oder dieses geschehn sei, allezeit sagte, es sei lang hievor ausgerichtet.

Einmal hatte der Herr auf seiner Kirchweihe viel liebe Gäste; denen rühmte er unter andern Reden die Sorgsamkeit der Magd. Sie aber, die Magd, hörte das in der Küche durch das Fenster, so in die Stube ging, nahm auch wahr, was die Gäste dazu sagten. Einer unter ihnen sagte: „Ich weiß etwas, das fragt sie, Herr Pfarrherr; das weiß ich, daß es nicht geschehn ist. Fragt sie, ob sie Euern lündischen Rock*), der im Sommerhaus liegt, den Ihr heute auf der Kirchweihe angehabt habt, in die Kufe mit Wasser, die vor der Tür steht, gedrückt hat. Was gilts, sie wirds nicht getan haben!" Sobald die Magd das hört, läuft sie behend, nimmt den Rock und drückt ihn in dasselbige Büttli mit Wasser, schweigt still, geht in die Küche und nimmt sich nichts an; denn sie wußte wohl, daß sie darum würde von dem Herrn gefragt werden.

Nach einer Weile ruft ihr der Herr und sagt: „Hast du auch meinen neuen Rock, der im Sommerhaus liegt, in das Büttli mit Wasser vor der Tür eingedrückt?" Darauf die Magd sagt: „Potz Leichnam, es ist vor einer guten Weile geschehn; es wäre nun schier bald Zeit, ihn auszuwaschen." Der Pfarrherr sagt: „Ei, du hast die Beul und die Pestilenz ausgerichtet! Der Teufel hole dich mit deiner Behendigkeit! Tu ein Ding, wann man dichs heißt, und tu es, danach es recht ist!" Die Gäste, die lachten; der Pfarrherr wird zornig, nimmt einen Teller, wirft ihn nach der Magd. Die Magd wendet sich; er fehlt, wirft den Teller durch den Ofen, brach wohl drei oder vier Kacheln. Sie drehte sich hinaus und entlief.

Das hieß den Rock recht eingedrückt. Der Ofen war zerworfen und der Rock ganz naß und verwüstet. Die Gäste lachten sich des Haders und der behenden Magd genug; aber der gute Herr rühmte hernach seiner

*) Aus Londoner Tuch.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Magd Geschicklichkeit nimmer so hoch als vor, denn sie war zuviel geschickt und behend in ihrem Tun gewesen.

Die Köchin im Unschlitt.

Zu Straßburg hat ein Metzger eine faule, schläfrige Magd gehabt, wie denn jetzt schier gemeiniglich alle Mägde sind. Die hat sich auf eine Nacht, als jedermann schlafen gewesen, — mit Züchten zu melden — die Füße waschen wollen. Nun hatte aber der Metzger erst denselbigen Tag Unschlitt geschmolzen, dieses hin und wider in Gelten und Züberlein gegossen und stehn lassen.

Wie nun die Magd sah, daß jedermann schlafen war, ging sie in die Küche, suchte, ob nirgends kein warmes Wasser sei, und kam von ungefähr zu einem Züberlein, darein der Metzger Unschlitt gegossen; das war noch ein wenig warm. Die Magd meinte, es sei ein warmes Wasser, nahm ein Stühllein und stellte sich mit den Füßen in das Unschlitt. Nun tat ihr die Wärme des Unschlitts so wohl, daß sie entschlief und nicht erwachte, bis es Morgen tagte. Also gestand in der Nacht das Unschlitt, daß sie die Füße nicht herausbringen mochte, Gott gebe, wie sehr sie sich bemühte.

Wie nun die Knechte am Morgen aufstanden, fanden sie die Magd im Unschlitt sitzen, nahmen sie und setzten sie auf einen Schlitten und führten sie in der Stadt umher; denn es war eben in der Fastnacht. Und als jedermann die Magd genug gefatzt hatte, führten sie die Gesellen auf dem Schlitten in das Bad und ließen das Unschlitt aufschmelzen. Danach zog die gute Köchin heim und wollte nicht mehr so schläfrig sein.

Die Magd im Walde.

Noch ist eine solche Dirne gewesen, die an einem Orte, dessen Namen mir entfallen, bei einem Meister gedient, den man allwege für einen kargen Filz geschätzt. Nicht weiß ich, ob man ihm recht oder unrecht tut;

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

denn einer leicht verschulden mag, daß er den Leuten in das Maul kommt. Der schickte seine Magd an einem Samstag am Morgen in das Holz.

Nun, die Magd machte sich ihre Bürde flugs zusammen und sah wohl, daß es noch früh war, daß es erst drei geschlagen, dachte, sie wolle ein kleines Schläflein tun, komme dennoch wohl heim. Legte also das Holz nieder und legte sich darauf und entschlief alsbald. Ich weiß nicht, wie es die gute Tochter übersah oder wie sie getan hat; aber sie schlief bis in den nächsten Tag wieder um drei Uhr, das ist vierundzwanzig Stunden auf einer Seite. Danach erwachte sie, vermeinte, es sei noch Samstag, dachte bei sich: „Es ist noch früh, und habe ich dennoch ein ziemliches, gutes Schläflein getan." Nahm das Holz auf den Kopf und zog heim.

Wie sie nun zu der Stadt einging, begegneten ihr die Leute, kamen schon aus der Vesper, sprachen: „Ei, wie ist das so ein karger Filz, daß er seine Magd am Sonntag, da jedermann feiert, in den Wald schickt!" Als das die Magd hörte, gedachte sie wohl, um welche Zeit es im Jahr war und wie lang sie geschlafen hatte, ging mit ihrem Holz heim und ward von jedermann genug gefatzt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Von Fluchen und Schwören, Geloben und Verheißen.

Die erlaubte Pestilenz.

Es wohnte ein guter, frommer alter Edelmann auf einem Schloß, der hatte unten daran ein großes Dorf, darin aber so böse, ungezogene Bauern, daß er keineswegs mit ihnen zurechtkommen konnte; kein Frevel war ihnen zu groß, sie mochten ihn verüben, gaben keine Wicke um Gebot oder Verbot. Und insonderheit war ihnen das Gotteslästern hoch verboten; es half aber nichts. Zuletzt hatte der Junker ein Mitleid mit ihren Weibern und Kindern; denn er dachte, die Väter würden sie ganz um das Ihre bringen. Also ließ er ein Mandat ausgehn, welcher Bauer Gott noch lästern würde, den wollte er nicht allein an seinem Gut, sondern auch an dem Leibe strafen. Das bestand nicht lang, so wurden etliche fällig und wurden hart an ihrem Leib gestraft mit Turm, Pranger, die Zunge beschnitten, und etliche, so die Sache zu grob übersahen, wurden an ihrem Leben gestraft. In Summa, es ging die Sache zuletzt so weit, daß die Bauern davon abstehn mußten, wiewohl

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

es sie gar hart und sauer ankam. Auch war das Gesind durch ihr voriges unordentliches Wesen dahin gekommen, daß mit Gutem nichts mehr aus ihnen zu bringen war; denn in Gottes Namen wollte keines mehr etwas angreifen, es mußte ein großer Schwur mitlaufen.

Das war den Bauern gar beschwerlich, kamen also in ganzer Gemeinde zusammen und beschlossen in gemeinem Rat, sie wollten allesamt zu dem Junker auf das Schloß gehn und ihm den Handel vortragen, wie sie das Gesind in keinem Weg im Zaum halten könnten, es sei denn, daß er ihnen einen Schwur erlaube. Also wurde die Sache dem Junker durch den Schultheiß von wegen der Gemeinde vorgetragen.

Als nun der Junker ihren Mangel vernahm, sagte er zu ihnen, was für einen Schwur sie denn begehrten. Der Schultheiß sagte: „Gnädiger Junker, wir bitten Euer Gestrengen, gebt uns einen Schwur, der da nicht zu klein, auch nicht zu groß sei, damit demnach das Gesind in der Furcht erhalten werden möge." „Wohlan," sagte der Junker, „dieweil ihr euer Gesind daran gewöhnt habt, daß sie um Beten nichts geben wollen, so geht alle miteinander und erkieset euch einen Schwur, daß er jedoch das Leiden Christi nicht berühre."

Die Bauern gingen und einigten sich auf die Pestilenz und kamen wieder vor den Junker in den Saal. Der Junker sagte: „Habt ihr euch bedacht?" „Ja, gnädiger Junker," sprach der Schultheiß; „wir stehn hier und bitten Euch durch Gottes Willen, gebt uns nur die Pestilenz." „So geht hin," sagte der Junker, „und habt auch die Franzosen dazu!"

Der Schultheiß dankte dem Junker von wegen der ganzen Gemeinde gar fleißig für die reiche Begabung, zog also mit seinen Bauern in Freuden nach Haus.

Der fluchende Fuhrmann.

Ein Fuhrmann schwur, wann er über Land fuhr, allwege so übel, daß Gott hätte vom Himmel herabsehn

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

mögen, wie denn das schier aller Fuhrleute Gewohnheit ist: wenn es ihnen nicht allwege nach ihrem Sinn geht, so schwören sie, daß es kein Wunder wäre, so sich das Erdreich auftäte und solche Leute verschluckte. Also tat dieser Fuhrmann auch, wodurch er so bekannt wurde, daß ihn niemand zu einem Fuhrmann haben wollte; jedermann sagte: „Ich will ihn nicht; denn sollte mir auf dem Weg ein Unglück zustoßen, so weiß ich, daß es nur von seinem Schwören herkäme."

Nun wollt auf eine Zeit eine edle Frau über Feld fahren, konnte aber keinen andern Fuhrmann bekommen denn diesen; deshalb mußte sie ihn nehmen, was immer daraus werden mochte. Sie fuhr also mit ihm hinaus; und als sie hinauskamen, fing mein lieber Fuhrmann aber an zu fluchen und zu schelten nach seiner alten Gewohnheit.

„Ach, lieber Fuhrmann," sprach die Edelfrau, „fluche doch nicht so gräßlich! Es wird uns wahrlich noch ein Unglück zustoßen." „Ei, Frau," sagte der Fuhrmann, „wenn ich nicht schwöre, so geht es nicht." „Ei, versuchs." „Wohlan, in Gottes Namen, es gilt mir gleich," sprach der Fuhrmann, und hub an und sprach zu seinen Rossen: „Hü, in Gottes Namen! Hott, liebes Männlein!" Wer nicht gehn wollte, das waren die Rosse. Und wollte die Frau nicht auf dem Feld bleiben, so mußte sie den Fuhrmann fahren lassen, wie er wollte. Und sie sprach: „Ei, so fahr, wie du willst." Als da der Fuhrmann wieder anhub zu schelten, liefen die Rosse davon wie alle Teufel.

Die Segensflüche.

Es war eine Frau, die hatte eine Magd, die war lang bei ihr gewesen, daß sie einander wohl kannten, und fluchten einander. Sie hatten gebeichtet und wurden miteinander einig; aber wann eines über das andere zornig würde, so sollte es sprechen: „Daß dir Gott einen Pfennig gebe!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Es gestand eine Zeitlang, bis sie einmal Gäste hatten, da hatte die Magd etwas versäumt, daß die Frau zornig ward und sprach: „Daß dir Gott einen Pfennig gebe!" Da sprach die Magd: „Daß Euch Gott einen Plappart gebe!" Da sprach die Frau wiederum: „Daß dir Gott einen Gulden gebe!" Die Magd sprach: „Gott gebe Euch einen ganzen Säckel voll!"

Die ehrbaren Leute, die da waren, sprachen: „Frau, wie seid Ihr so zornig über die Magd? Sie wünscht Euch nichts denn Gutes; ein Säckel mit Gulden ist ein gutes Ding." Die Frau sprach: „Ja, Ihr versteht Euch nicht auf die Münz; aber ich versteh mich wohl darauf."

Ein hitziger Vogler.

Ein Vogler zu Zwiefalten fing, da er der Jagd oblag, daneben zu beten an und sagte: „Vater unser, der du bist in dem Himmel"; wie ihm aber die Sache nicht vorwärts ging nach seinem Gefallen, wünschte er die fallende Sucht herbei und das höllische Feuer, sagte dann wieder weiter: „Geheiliget werde dein Name." Als es ihm aber nicht recht glückte, schalt er wieder: „Daß dich Gott und die Teufel schänden müßten!" und fuhr fort: „Dein Wille geschehe als im Himmel so auf Erden." Da aber seine Sache gar kein Gut tun wollte, hob er wieder zu fluchen an und vertrieb also den meisten Tag mit Beten und Lästern.

Das Opfer.

Es war eine Frau in einem Dorf, die hatte St. Martin ein lebendig Opfer verheißen; das hatte sie lang anstehn lassen und verzogen, wohl ein Jahr oder zwei. Es fügte sich, daß sie einmal einen Hahn verlor; da sie ihn lang gesucht, da sah sie ihn auf einem Hause sitzen, da rief sie ihm so lang, daß er auf St. Martins Kirche flog, da rief sie ihm so lang, daß er auf das Glocken-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

haus flog, da rief sie allwege; er wollte aber nicht herab, und da er lang da oben gesessen war, da kam ein Sperber oder ein Falk und erwischte den Hahn und führte ihn mit hinweg.

Da fing die Bäuerin zu schreien an und sprach: „O heiliger Herr St. Martin, ich bin dir eine lange Zeit ein lebendig Opfer schuldig gewesen; darum nimm den Hahn zu einem Opfer und laß ihn dir angenehm sein!"

Am Scheidewege.

War ein seltsamer Abenteurer, der richtete sich auf eine Zeit zu einer guten Dirn und redete mit ihr so viel, daß er sie zu seinem Willen brachte durch die Verheißung, er wolle sie sein Lebelang behalten und niemand solle sie scheiden denn Gott. Ach Gott, die ungesalzene Dirn vertraute dem Gesellen und meinte nicht, daß er so mit ihr handeln werde. Als er sie aber lang genug zu seinem Willen gehabt hatte, wäre er gern ihrer ledig gewesen, wenn er es nur hätte mit Fug tun können.

Und so zogen sie einmal miteinander über Feld und kamen zu einem Kreuz, daran das Bildnis Christi hing; da gingen zwei Wege. Der gute Gesell hub an und sprach: „Liebe Dirn, du weißt, was ich dir verheißen habe, daß uns nämlich niemand scheiden soll denn Gott. Nun hangt aber da unser lieber Herrgott an dem Kreuz, und da gehn zwei Wege; darum geh du den einen, und ich will den andern gehn."

Zog damit seinen Weg, Gott gebe, wohin die gute Tochter kam.

Der Knecht des Edelmanns.

Es hat sich begeben, daß zu Speier in einem Wirtshaus, Zum Schwanen genannt, ein gelehrter Mann zusammengekommen ist mit einem rauhen, kriegerischen Edelmann, der einen guten, einfältigen Knecht bei sich hatte. Beim Nachtessen redete der, der immerdar von seinem Kriegen, sprach, von Stürmen, Schlachten,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Hauen und Stechen, wie er vor Ofen so manchen Türken umgebracht, wie er sich in Neapel so wohl gehalten habe; wäre er nicht gewesen, man hätte Städte und Schlösser verloren. Schwur denn dazu bei Gott und seinen Heiligen, daß sich der Himmel bog, und zog viel andere seltsame, unerhörte Schwüre hervor. Der gute gelehrte Mann vermochte nicht zu Rede zu kommen, hätte gern etwas von Gott und seinem Worte aufgezogen, konnte doch vor dem Edelmann nicht zu Fechten kommen.

Zuletzt hört der Edelmann ein wenig auf zu schwätzen und zu schwören; so spricht der gelehrte Mann: „Gestrenger Junker, es ist ein feines Ding um einen Kriegsmann. Er erfährt viel, sieht und hört viel, durchzieht viel fremde Länder. Es ist kein Handel auf dem Erdreich, der mich mehr gelüstet hätte, denn ein Kriegsmann zu werden; doch hat es sich allezeit an einem Ding gestoßen." Der Edelmann spricht: „Weiser Herr, was ist das doch gewesen?" Der gelehrte Mann antwortet: „Ich habe allezeit besorgt, ich müsse auch so übel schwören." Der Edelmann schweigt still und schandlächelt dazu; aber sein Knecht, der vor dem Tisch stund, spricht: „Herr, es mag wohl einer ein Kriegsmann sein, muß darum nicht so übel schwören." Also ward ob dem Tische eine ganze Stille, und schämte sich der Edelmann einigermaßen.

So weit ist es leider gekommen, daß man schier kein Wort mehr reden kann, man lasse denn einen Schwur mitlaufen und mißbrauche also Christi, unsers Herren, Leiden und Sterben zu unsern unnützen Worten! Wie müssen wir Gott, dem Herren, so große Rechenschaft darum geben!

Das vermachte Haus.

Im Land zu Franken ist gewesen ein ganz steinalter Mann, aber ein so ganz listiger und possierlicher Fatzvogel, daß er auch, ob er schon den einen Fuß im Grab gehabt, doch nicht nachließ, Possen und Fratzen zu reißen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sintemal als er todkrank gelegen und kaum mehr fortkommen mögen, ist seine Hausfrau zu ihm getreten, hat erstlich seines bisherigen bösen Lebens erinnert und ihn gebeten, daß er sich seines jetzigen Zustands besser bedenken und sich um das ewige Leben mehr als um das zeitliche, irdische und vergängliche Leben bekümmern wolle, mit fernerer Vermeldung und emsigem Anhalten, Bitten und Flehen, daß er ihrer Mühe und Arbeit gedenken und ihr zu besserm Auskommen und Erhaltung ihres betrübten Wittibstandes im Testament etwas vermachen wolle. Das alles hat er ihr zu halten versprochen und sie gebeten, ihm, auf daß er das desto füglicher verrichten könne, Zeit und Weile zu gönnen und, damit er sich besser bedenken könne, zu ihrer Freundschaft zu spazieren.

Die gute Frau versteht es recht, ist gehorsam, und indem sie jetzt ihre Verwandten besucht, macht sich der alte Possenreißer aus dem Bett, vernagelt in großer Stille das Haus allenthalben und legt sich auf dieses wieder zu Bett.

Wie nun die Frau vermeint, die Zeit des Bedenkens sei vorüber, er werde sich in so geraumer Zeit wohl bedacht und ihr etwas verordnet haben, macht sie sich nach Haus, findet aber das Haus also vermacht und vernagelt, daß sie zum Öffnen Axte, Beile und allerlei Instrumenta hat gebrauchen müssen. Nachdem sie es endlich geöffnet und ihn deshalb mit vorheriger Vermahnung zur Rede gestellt, hat er lachenden Munds zu ihr gesagt: „Liebes Weib, du hast mich kurz hiervor gebeten, ich solle dir in meinem Testament etwas vermachen, so habe ich dir unter allen meinen Gütern nichts bessers als dies Haus hier vermachen können."

Ist auch auf dies getane Bubenstück kurz hernach gestorben, hat das wohl vernagelte, vermachte Haus der Frau hinterlassen und ist vielleicht in den Nobiskrug*) gefahren.

---

*) Hölle.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Von Herren und Junkern und prangendem Stolz.

Das Privileg des Adels

Man führte einmal in einer Stadt einen geraden luſtigen Geſellen aus und wollte ihm den Kopf abſchlagen; denn er war ein Straßenräuber. Und als man ihn ausführte, hatte alle Welt, jung und alt, ein großes Mitleid mit ihm, alſo daß manch frommer Menſch weinte. Nun begab es ſich, daß etliche Edelleute oder reiſige Knechte von ungefähr auch dazu kamen, und fragten: „Lieben Freunde, was hat doch der junge Geſell getan? Wäre nicht für ihn zu bitten? Wir wollten alle helfen, daß er ledig werden möchte.“ Die ehrbaren Leute, die zugegen ſtanden, ſprachen: „Ach ja, es wäre wohl getan, daß Ihr ihn abbätet.“ Die Edelleute ſprachen: „Was hat er getan, daß er ſterben muß?“ Die Leute ſprachen: „Er hat ſich überſehn und hat auf der Straße etlichen Kaufleuten die Säckel geſchüttelt.“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Da das die Edelleute hörten, sprachen sie: „Hat er das getan, so wollen wir nicht für ihn bitten, man soll nur behend und flugs mit ihm davonfahren; denn wollte er sich dessen unterwinden, was dem frommen Adel zusteht, wie wollten dann wir etwas erschnappen?"

Das war ein frommer Adel; Gott sei gelobt, daß man ihrer jetzt keinen mehr findet, sonderlich im Frankenlande.

Der entartete Adel.

Ein Edelmann sah die Venediger Legation zu dem Kaiser Maximiliano mit großer Pracht und herrlich wohlgeziert bei einer Stadt vorüberziehen; da sagte er: „O wie schändlich ist jetzunder in unserm Adel erkaltet alle Tapferkeit und Tugend unser Vordern, daß diese Venediger mit so köstlichem Gut und so hübsch bedeckten Pferden so sicher durch unser Vaterland ziehen sollen! Wäre ihnen das zu meinen Zeiten verstattet gewesen?"

Derselbige sagte zu seinen Söhnen, darum daß sie von Krieg und Räuberei abstanden, sie seien heillose Leute und zu nichts Gutem nütz; „denn", sagte er, „ehe daß ich mich in meiner Jugend solcher Sachen enthalten hätte, eher hätte ich einem Abt die Fehde geboten!"

Wett.

Einer vom Adel, ein wunderlicher, seltsamer Mann, der sein Lebelang viel Abenteuer angefangen und gestiftet hatte, kam einmal in ein Kloster, um einem Mönche zu beichten, der einen Bauch hatte wie ein Bäckerschwein. Er grüßte den Freßwanst und sagte: „Mönch, woher hast du den großen Bauch? Ich habe schier meinen Pfennig zu verzehren wie du und esse auch wohl so gute Bißlein wie du, und du, der du Bettelstücke frißt, hast eine solche große Wampe! Ich glaube, du gehst schwanger und tragst den lebendigen Teufel." Der Mönch sagte: „Nein, lieber Junker, behüt Gott, behüt Gott! Gott

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gibt das Gedeihen." Der Edelmann sagte: „Es gebe es gleich Gott oder ein ander, so gedeihet es dir wohl." Und sagte weiter: „Mönch, höre mich beichten und absolviere mich recht; wo nicht, so stoße ich dir das Schwert in den Leib!" Der Mönch sagte: „Gern, lieber Junker."

Fing der Junker an: „Ich bin ein Räuber gewesen, bin wiederum keiner gewesen: ist wett. Ich habe gefressen und gesoffen, habe auch wohl Hunger und Durst gelitten: ist wett. Ich habe gehurt, bin aber wieder fromm gewesen: ist wett. Bin ein Gottesläſterer gewesen, habe wieder wohl gebetet: ist wett. Es ist mir heiß gewesen, mich hat auch gefroren: ist wett. Ich habe gestohlen, habe aber wieder um Gottes willen gegeben: ist wett. Und darum gib mir einen rechten Trost, ob ich von den Schelmenstücken absolviert werden mag. Wo aber nicht, so mußt du sterben; das sei dir beim Kreuz geschworen."

Dem Mönche wird angst, und er sagt: „Mein lieber Junker, ich will es dem heiligen Vater, dem Guardian, anzeigen." Und wie er zu der Pforte kommt, sagt er: „Lieber Junker, es absolviert Euch keiner, denn so: Ich bin unsers Herrgotts, und Ihr seid des Teufels: ist auch wett."

Auch ein Junker.

Ein hoffärtiger, stolz gekleideter, aber von Leib häßlicher, buckliger, krummer und ungeschickter grober Mensch kam zu Leipzig in eine Garküche, wollte dort zehren. Dieweil man aber seiner nicht wahrnahm und ihm von wegen seiner Ungeschicklichkeit des Leibs nicht sonderlich viel Ehre antat, ihm auch nicht viel Grammarschen*) machte, fing es ihn zuletzt zu verdrießen an, erzählte sein Herkommen, Adel und gut Geschlecht, redete den Zechbrüdern übel, sprach, sie seien grobe,

*) Komplimente; von grand merci.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

tolle Esel, daß sie ihm nicht seine gebührliche Ehre und Reverenz bewiesen usw.

Da er nun also gar lang in seinem Rühmen verharrte, ja also lang, daß es jedermann verdrießlich war, hob unter der Gesellschaft einer an und sagte zu ihm: „Was haben wir mit deinem Adel oder Junkerschaft zu tun? Wärest du ein solcher Edelmann als du vorgibst, so ritteſt du auf einem tapfern, hohen Gaul in eine Herberge, zögest nicht mit einem kleinen Bündel zu Fuß in eine Garküche. Unsers Müllers Esel ist edler denn du. Denn der zieht allwege daher mit einem Trabanten und Lakaien, der gut Sorge und Acht auf ihn hat; du aber hast weder Pferd noch Knecht und gehst in die Höhe wie der Badschmutz in der Wanne, willst uns da einschüchtern mit deiner Junkerschaft. Ziehe hin mit deinem Adel und laß uns bei unserer Zeche in Frieden!"

Da der gute häßliche Junker das hörte, zog er in eine andere Herberge; an dem Orte achtete man nicht viel auf ihn.

Der karge Ritter.

Nicht weit von einer Stadt, so im Elsaß etwa sechs Meilen von Straßburg gelegen, wohnte ein Edelmann; der kam schier alle Freitage in diese Stadt zu Markte. Nun weiß ich nicht, ob er es von Armut wegen oder von Kargheit tat, aber er kam allwege in die Stadt gegangen in Stiefel und Sporen, und man konnte ihn doch nicht spüren, daß er je einem Menschen auf dem Felde wäre zu Roß begegnet oder daß er in der Stadt ein Pferd in einer Herberge stehn gehabt hätte. Das merkten die Herren in der Stadt wohl, und einmal wollten sie eine Kurzweil oder ein Lachen anrichten und schickten nach dem Edelmann auf das Rathaus und hielten ihm vor, es sei von armen Leuten Klage gekommen, wie er vor dem Stadttor mit seinem reisigen Pferd ein Kind zu Tode gerannt habe.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Der Edelmann sprach, er habe es nicht getan: „Vielleicht hat es ein anderer getan, und sie haben mich für den unrechten angesehn; sie sollten es besser erkunden, denn ich bin der Sache unschuldig." Die Herren sagten, sie wollten es ihm beweisen. Der gute Edelmann sprach: „Es soll sich nicht also erfinden", und mußte zur Bezeugung seiner Unschuld seine Schande selbst eröffnen und sprach, er wolle es mit zweihundert Personen in seinem Dorfe beweisen, daß er in elf Jahren kein Pferd gehalten habe, noch auf ein Pferd gekommen sei.

Da lachten die Herren und geboten ihm, er solle sein Lebelang kein Pferd halten. Also währte es nicht einen Monat, so ritt er mit zwei Pferden, damit das Sprichwort wahr ist: Was man einem verbietet, das ist ihm am liebsten.

Auch ein Geschenk.

Herr Marquard von Ems, Ritter, lud einmal einen Bürgermeister von Lindau in sein Schloß Ems, und als sie gegessen hatten, führte der Ritter den Gast in dem Schloß herum, das Schloß zu besichtigen, bis daß sie in eine Kammer kamen, da allerlei Messer und Schwerter hingen. Der Ritter, daß er dem Gast desto freundlicher sei, hieß ihn da wählen, welches Messer er wolle. Anfangs weigerte sich der Gast, daß er nicht so verdient um ihn sei. Der Ritter ließ aber nicht nach mit Bitten, so lang, bis daß der Gast unter andern ein Messer, so von edler Arbeit war, erwählte. Da sprach der Ritter: „Dem ist recht. Das Messer sei Euer, doch mit dem Unterschied, daß es nichts desto minder da an seiner Statt hängen bleibe; und wer in künftiger Zeit herkommt, dem will ich sagen, das Messer sei des Bürgermeisters von Lindau!"

Der Bürgermeister in der Zeche.

Ehre und Gewalt will nicht verborgen sein, sonderlich nicht bei geringen, schlechten und doch ehrgeizigen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Menschen, wo die solchen Gradum erlangen. Also tat auch ein Schuster zu Hechingen, einem kleinen Städtchen württembergischen Herzogtums. Wie der daselbst zum Bürgermeister erwählt worden war und danach in Rottenburg am Neckar in einer Gesellschaft zu sitzen kam, war niemand, der ihm mit billigem Titel eines Bürgermeisters Ehre erzeigt und zugesprochen hätte, denn seine Mores und auch die Gestalt der Person keine Anzeigung solcher Herrlichkeit von sich gaben; ihm ward solches nicht wenig verdrießen, doch gedachte er, die Sache, wie er sich zu erkennen geben möchte, mit Weisheit vorzunehmen.

Nach langem Besinnen konnte er die Unvernunft der Mitzecher nicht mehr erleiden; und als am Tisch herumgefragt ward, wie der Wein — der gut war — jeglichem gefalle, wagte ers und sagte: „Den Wein kann man nicht verbessern, und man dürfte wetten, dieser Wein und der Wein, den wir neulich, da ich daheim zum Bürgermeister erwählt war, getrunken haben, seien an einem Ort gewachsen."

Da erfuhren sie erst, was für einen Mann sie bei sich hatten; sonst säße er wohl noch unerkannt bei ihnen. O, wie werden sie erschrocken sein!

Der Bürgermeister im Bad.

Oben in der Grillenau zu Tölpelshagen saß auch vor Zeiten ein gar bescheidener und, wie er selbst meinte, gelehrter Mann; und um das, daß er in vielen Collegiis lange Zeit zum Teil gesessen, zum Teil gelegen und gestanden hatte, ward er über die ganze Bürgerschaft, deren dennoch wohl bei sechzig waren, mit der Einhelligkeit des mehrern Teils zum Bürgermeister gewählet und ihm alle Gewalt, gemeinem Nutzen vorzustehn, übergeben, dessen er sich mit allem Vermögen, doch mit großer Mühe und Sorgfältigkeit unterzog, welches aus dem folgenden abzunehmen.

Nach langwierigen Geschäften wollte er einen guten

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Mut haben, ging darum ins Bad. Fragte ihn die Badmagd, ob er sein Haupt schon habe waschen lassen; antwortete er nach langem Denken: „Ei, wie kann ichs wissen? Unsereiner hat wohl mehr zu betrachten." Vermeinte, er sei ein solcher Mann, dem von Amts wegen alle Sachen gemeinen Nutzens am Hals hingen und nur die Tasche am Gürtel, hätte schier anders gesagt. Also von Geringem wegen zertraten ihm die Tauben das Dach; hätte er schwerere Verwaltung gehabt, wäre er ganz zum Narren geworden.

Er hat solcher Brüder viel zurückgelassen, die in geringen Amtlein stolzer sind als der Herr, so sie damit belehnt hat.

Der Bürgermeister auf dem Markt.

Eines sehr kleinen Fleckleins Bürgermeister — ist mir recht, Utz Löffelschnitzer genannt — der ein Leinwandschneider war, hatte seine Kaufmannschaft auf einem Jahrmarkt zu Eßlingen feil, da er gar viele Kaufleute fand, deren einer ihn fragte, ob er solche Leinwand selber mache und wo er daheim sei; sie gefalle ihm wohl, und er wolle ihm mehr abkaufen. Dem Gecken tat das Ohrenkrauen sanft, hätte gern die Sache groß aufgemutzt und sagte, wer sie mache, das sei ihm unnötig zu wissen, er solle daran, daß er sie feil finde, ein Genügen haben; nannte aber zuletzt sein Dorf und sprach: „Wenn Ihr in unsere Stadt kommt und etliche lange Gassen, weit, weit, durchgegangen seid, so fragt nach dem Markt und dem Bürgermeister; alsdann wird man Euch ein schönes, großes, hohes Haus zeigen, da werdet Ihr mich finden."

Wie dünkt euch um diesen? Es wird ohne Zweifel eine Stadt wie Heubach gewesen sein, da fraßen die Wölfe den Schultheiß auf dem Markt und fielen die Bürger über die Mauern, daß die Zäune krachten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der ungeziemende Brei.

Hatte ein Bauer einen Knecht, dem ward des Morgens, ehe daß er zur Arbeit ging, ein Brei vorgesetzt, wie es denn zu Winterszeiten zu geschehn pflegt. Wie der Bauer einmal sah, daß der Knecht nur kleine Bißlein nahm, als ob ihm der Brei nicht schmeckte, redete er ihn derhalben mit diesen Worten an: „O Bentzo, wenn mir dieser Brei so wohl geziemte als dir, wie wollte ich ihn gierig und mit vollem Maul hinwegfressen!" Vermeinte, er dürfte ihm nicht weiter anstehn, so er kaum vor drei Tagen zu einem Beisitzer von des Dorfs Gerichtsstuhl verordnet worden war, gleich als sollte er nicht anders denn nüchtern den Bauern ratschlagen von den Marken der Acker, oder glaubte er zumindest, daß er von dem dicken Mus trunken geworden wäre.

Der Herr Zunftmeister.

Ja, so tief — wie der Bürgermeister von Hechingen — hatte dieser Zunftmeister von Buchhorn*), einer kleinen und doch des Reichs freien Stadt, in das Narrenschmer gegriffen und sich ganz wohl damit bestrichen. Zu Konstanz am Bodensee auf der Metzgertrinkstube wollte er auch ein Bätzlein wagen, ward doch um seines geringen Ansehns und Kleidung halber verachtet und zu allerunterst an einen Tisch gesetzt. Sollte es ihm nicht wehtun? Er hätte gern davon geredet, seines Amts und Würden, wie wohl zu denken, gebührliche Ehre gehabt, wollte doch nicht wie ein Unverständiger flugs herausplatzen, sondern in solchen Dingen Bescheidenheit gebrauchen, die ihm nicht fehlen würde. Saß derhalben, den Metzgerzunftmeister stets anblickend, also, daß er kein Auge von ihm verwandte; was derselbige redete und tat, darauf merkte er mit

*) Das heutige Friedrichshafen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

großem Fleiß, stellte sich mit allen Affekten und Gebärden, als ob er daran höchstes Gefallen trüge, sperrte das Maul auf und lachte, daß es ihn schüttelte. Der Metzger ersah diese Abenteuer, ließ fragen, warum sich der Fremde also seltsam gebärde und lache. Antwortete der von Buchhorn: „Dieweil Euch Euere Zunftbrüder so große Ehre, Gehorsam und Reverenz erzeigen, gleich wie mir daheim die meinen — denn ich bin auch, mit Verlaub zu melden, des Holzes, deß Ihr jetzt seid — gibt es mir eine Freude, daß auch andere Leute gleich wie ich in Ehren schweben und, wie billig, geachtet werden."

„Ah, seid Ihr es?" sprach der Konstanzer; „ich meinte, du wärest es gewesen. Einem solchen Mann gebührt nicht, untenan zu bleiben." Und hieß ihn bei sich oben zum Tisch setzen, und machten danach miteinander Kundschaft.

Hätte er sich zum ersten zu den Obersten eingemischt, so wäre er schamrot hinuntergewiesen worden; also aber ward seine Ehrbarkeit, ja Narrheit, desto größer an den Tag gebracht.

Ein großer Herr.

Auf einem Landtag kommen viel große Herren in einem Wirtshaus zusammen. Unter andern kommt ein seltsamer Taubenvogt hinein, der unter dem Badhütlein erschupft und nicht recht gescheit war, doch von einem großen Geschlecht und eines großen Reichtums. Den empfängt der Wirt auf das allerfreundlichste, wie sie denn zu tun pflegen, wann und wie sie Geld schmecken, und sagt: „Seid mir gottswillkommen, lieber Junker!" Der Junker sieht den Wirt schlimm und sauer an und spricht: „Kein Wort von einem Junker! Woher Euer Junker? Das wäre meinen Ehren zu nahe: ich bin mit Ehren ein Herr, und Gott im Himmel ist ein Junker. Und ich bin ein Herr und bleibe ein Herr, solang Himmel und Erde steht; das sei Euch gesagt." Wie aber das andere

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Herren und Junker hörten, mochten sie von Herzen wohl lachen; denn er riß natürliche Possen gleich wie ein anderer Phantast und Narr, in Summa, dem es angeboren und eine Eigenschaft dazu hatte.

Es trägt sich aber zu, daß es Essenszeit wird und der Wirt eine gute Henne mit einem Rindfleisch zum Vorgericht gibt. Fängt derselbige Junker an und spricht: „Mein Weib gab mir eben vor drei Tagen ein solch kälbern Brätlein; ich glaube gänzlich, sie seien an einem Ochsen gestanden."

Wie aber einer unter den Herren war, der sehr fern in fremden Landen gewesen war und von der Eigenschaft des Meers redete, sagte derselbige Dilltapp: „O lieber Junker, ist ein Mann auf dem Meer gewesen, so bin ichs; denn ich bin einmal zu Passau über die Donau gefahren, da das Wasser ging schwib, schwab, schwib, schwab, da wahrlich das Lachen zu verbeißen war und ich, wills Gott, nicht mehr dazu kommen."

Des Dorfschultheißen Frau.

Sag ich nicht recht, daß sich allwege die Weiber der Dignität ihrer Männer viel höher und mehr erheben und, darin stolzierend, angesehn sein wollen, denn oftmals die Männer selber? Das hilft mir dieses Dorfschultheißen Frau bezeugen.

Als ihr Mann an einem Samstag in der Stadt, da seine Obrigkeit wohnte, von derselbigen zu einem Schultheiß des Dorfs, da er daheim, gesetzt worden war, kaufte und brachte er seiner Hausfrau einen schönen neuen Pelz und sprach zu ihr: „Frau neue Schultheißin zu N., der neue Schultheiß zu N. schenkt Euch einen neuen Pelz." Die Frau war froh und dankte ihrem Mann mit gleichen Worten: „Lieber Herr neuer Schultheiß zu N., die neue Schultheißin zu N. wünscht Euch Glück zu diesem hohen neuen Amt und dankt Euch freundlich für den neuen Pelz." Danach kamen seine, des neuen Schultheißen, und des Weibes Freunde,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

und war mit großem Jubilieren des Glückwünschens kein Ende.

Am Sonntag morgens eilte sie sich ebensosehr des neuen Pelzes, als ihres Hauswirts Gewalts halber, in die Kirche zu gehn und sich schauen zu lassen; und auf daß sie auch desto mehr Ansehns habe, kehrte sie am Pelze das Rauhe nach außen und prangte in die Kirche. Eben aber war jedermann mit großer Ehrerbietung aufgestanden, die Männer mit entblößten und erhabenen Häuptern, hörten das Evangelium lesen zu; das nahm die neue Schultheißin vor Hoffart nicht Achtung, sondern meinte, es geschehe um ihretwillen, und sprach: „Lieben Freunde, sitzet still, es hat vor mir keine Not; ich gedenke des Tags, daß ich auch arm war."

Dergestalt bleibt diese Schultheißin noch auf diesen Tag bei uns im Sprichwort; da etwa einer wohin kommt und man auch vor ihm aufstehn will, sagt er: Sitzt nur still; ich bin auch arm gewesen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Von Falschheit und Betrügnis.

Der Wettlauf mit St. Gertrud.

Die Tat hat dieses Sprichwort erfunden und gegeben; denn es hat ein Unglück, daß mit der Kirchen und Hospitäler Gelde selten getreulich gehandelt wird, welches die Vorsteher gern unter sich schlagen und damit ihren Nutzen schaffen.

In Sachsen ist ein Vorsteher gewesen eines Spitals, St. Gertrud genannt, dieser hat großen Handel und Wandel geführt, seitdem er Vorsteher geworden war, welches man zuvor von ihm ungewohnt war; alle Welt wunderte sich, woher ihm so viel Geldes kam, womit er den Handel so stattlich fertigen konnte. Zuletzt kommt es auf durch sein eigen Weib, daß er auf eine Zeit einen großen Sack mit Geld neben St. Gertrudens Bild auf den Altar gesetzt hatte und zu dem Bilde gesprochen: „Wohlan, es gilt, wer eher zu der Kirchtür kommt, der soll das Geld gewonnen haben." Der Vorsteher läuft, St. Gertrudens Bild bleibt stehn, und er gewinnt also das Geld.

Wer nun gefragt wurde, wie der so reich ward, der gab die Antwort: „Wundert dich das? Er hat gut reich werden; er hat mit St. Gertruden einen Wettlauf getan und hat gewonnen."

Dreierlei Weisheit um einen Pfennig.

Einmal kam ein wunderlicher Abenteurer gen Frankfurt in die Messe und schlug einen Zettel an, er wolle einen jeden Menschen um einen Weißpfennig witzig machen. Das nahm nun alle Menschen wunder, was das doch für ein seltsamer Kauz sein müsse. In Summa, er bestellte sich ein Losament und rüstete sich zu der Sache, nahm einen Trompeter, ließ ihn in der Stadt herumreiten und ausschreien, wer um einen Weißpfennig gescheit werden wolle, der solle sich daunddahin verfügen;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in derundder Straße werde man den Herrn finden, der die bewährte Kunst könne. In Summa, das Geschrei ging in der Stadt um, daß die Leute nicht warten konnten, bis es diesem Abenteurer gelegen war.

Nun da es ihn däuchte, es sei an der Zeit, ordinierte er sich eine Kammer, da er sich besuchen ließ, und mußte diese Kammer zwei Türen haben, und ließ allwege nicht mehr denn eine Person ein. Wenn er nun einen vor sich hatte, sagte er:

„Höret, lieber guter Freund, oder Herr, wer Ihr seid, Ihr wisset, daß ich männiglich habe verkünden lassen, wie ich einen jeden um einen Mainzer Weißpfennig witzig machen wolle; deß bin ich geständig. Und von ersten sollt Ihr wissen: wann Ihr zu Gast geladen werdet, so sehet vor allen Dingen, wann Ihr die Hände waschet, daß Ihr sie allwege in der Mitte des Handtuchs abtrocknet. Denn wolltet Ihr es zum untersten brauchen, müßtet Ihr besorgen, wenn man die Stube gekehrt hat, so möchte sie bespritzt sein und Ihr Euch die Hände von neuem beschmutzen; trocknet Ihr Euch dann oben an dem Handtuch ab, so läuft Euch das Wasser zum Ärmel hinein: darum ist es das beste, Ihr bleibt in der Mitte, so wird es Euch gewiß nicht gereuen. Zum andern, wenn Euch einer eins bringt, so sehet vor allen Dingen, daß Ihr es fein rein austrinkt, damit nichts Unlustiges drinnen bleibe und nicht ein Wein den andern unrein mache; so ist es auch gut, daß einer stets einen frischen Trunk hat. Zum dritten, wann einer über Land reisen soll und weder Weg oder Steg weiß, so bleibe er nur auf der Fahrstraße und lasse sich keinen Abweg kümmern; so kommt er gewiß zuletzt zu Leuten. Das sind die drei Stücke, die ich einen jeden um einen Weißpfennig lehre; und folgt er mir, wird ihn gewiß sein Geld nicht gereuen."

Aber noch wolle er ihn eines umsonst lehren, und wann er wieder hinausgehe und ihn die Leute fragten, solle er niemand sagen, was er ihn gelehrt habe, damit nicht er allein der Narr sei und ein andermal nicht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einem jeden Landfahrer glaube, was er sage. So wird er nicht mehr so närrisch sein, wie er vor gewesen ist. Also fertigte er einen ab.

Wenn nun die Leute einen fragten, was er ihn doch gelehrt habe, sagte der, es sei ein solcher wunderbarlicher Mann, daß nicht davon zu sagen sei; man solle nur sehen, daß man auch vorkomme. Also wurde ein solch großes Gedränge um den Abenteurer, und er bekam viel Geld damit, und die Leute blieben so witzig, als sie auch vor gewesen waren.

Doch muß es also in der Welt zugehn; denn die Leute wollen betrogen sein.

Der halbe Bart.

Ein armer Edelmann hatte von einer Gemeinde in einem Dorf etliches Geld entlehnt und sich verbrieft, auch auf alle Vorrechte und Freiheiten verzichtet; wo er die Zinsen nicht zu ihren Zielen erlegte, sollte man Macht haben, auf ihn zu leisten*) oder ihn gefänglich anzunehmen. Nun ließ er etliche Zinsen zusammenkommen, und was ihm die Bauern entboten, darum gab er nichts, also daß sie zuletzt auf ihn leisten ließen. Aber ihm lag nichts daran; denn wenn sie schon lang leisteten, sie die Kosten selber zahlen mußten. Sie konnten ihm nicht viel nehmen, denn er hatte nichts, also daß sie endlich zu Rottweil**) erlangten, daß sie ihn, wo sie ihn ergreifen möchten und er sie nicht von Stund an augenblicklich zahle, ins Gefängnis legen möchten. Also fertigten sie einen Boten ab, der ihn suchen sollte, bis er ihn finde, und ihm kein länger Ziel geben sollte, sondern von Stund an Geld oder ins Gefängnis legen.

Der Bote ergriff den Edelmann in einem Dorf, da er unter dem Scherer saß und sich den Bart scheren

*) ihn in Schuldhaft zu nehmen.
**) beim Hofgerichte zu Rottweil.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ließ. Und der Bote fuhr ihn mit Ungestüm an, wollte das Geld von ihm haben. Der Edelmann sprach: „Tu gemach; ich will dich zahlen.“ Der Bote antwortete: „Ich habe den Befehl, Euch nicht von Hand zu lassen, sondern von Stund an das Geld von Euch zu empfangen.“ Der Edelmann sprach: „Magst du warten, bis mir der Bart vollends abgeschoren ist?“ Der Bote antwortete: „Das will ich tun.“ Da sagte der Edelmann zum Scherer: „Hör auf zu scheren!“ Und ließ also den halben Bart stehn. Da sprach der Bote: „Junker, wollt Ihr Euch nicht vollends abscheren lassen?“ Der Edelmann sagte: „Nein. Du hast mir zugesagt, zu warten, bis ich vollends geschoren bin; darum warte, solang du willst, wirst es nicht erwarten, daß ich mir den Bart ganz abscheren lasse: ich müßte dich sonst zahlen.“ Da sah der Bote daß er betrogen war, lief eilends zu dem Schultheiß und wollte den Edelmann gefänglich annehmen lassen; unterdessen half ihm der Scherer davon.

Also wartet der Bote noch, bis er sich den Bart ganz abscheren läßt, und wird den Bauern nichts. Darum ist es nicht gut, wenn die Bauern den Edelleuten leihen; es ist das Widerspiel: die Edelleute sollten den Bauern leihen.

Schelmentauschen.

Zu Frankfurt in der Messe kamen in einer Herberge zwei Roßtäuscher zusammen, die einander wohl kannten und zu vielen Malen miteinander Rosse getauscht und einander abgekauft hatten. Es war aber der eine einen Tag vor dem andern in die Herberge gekommen, und war ihm sein Pferd gestorben und von Unmuße des Schinders oder Wasenmeisters noch nicht ausgeführt, lag noch also tot in einem besondern Nebenstall.

Wie nun der andere auf den Abend spät auch in die Herberge kam und man schon zum Nachtessen zu Tisch

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gesessen war, so ward ihm nicht Zeit, in die Ställe zu lugen, wie ihr Brauch ist, was für Pferde darinnen stünden; und als er den andern am Tische sitzen sah und sie einander gegrüßt hatten, sagte er: „Haben wir nichts zu tauschen?" Der andere antwortete: „Ja, ich habe wohl Schelmen*) zu tauschen." Dieser sprach: „Ich bin es zufrieden; ich will dir wohl mit einem Schelmen dienen"; denn er hatte ein Roß, das hinkte an allen Vieren und war an einem Auge blind und unter dem Sattel geschunden. In Summa, er meinte nicht, daß er einen größern Schelmen finden möchte, und sprach: „Es gilt wohl; wer den größten Schelmen hat, der soll gewonnen haben." Nun saßen auch andere gute ehrliche Kaufleute und Fuhrleute am Tisch, die redeten auch dazu, wie man denn tut, und ward der Tausch also beschlossen, daß der mit dem größten Schelmen gewonnen haben sollte, und der andere sollte das Gelag bezahlen, alles, was die Kaufleute und alle, so am Tisch saßen, verzehrten.

*) verendetes Vieh, Aas.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Als man nun gegessen hatte und der Tisch aufgehoben ward, gingen sie in den Stall, zu besehn, welcher gewonnen habe. Da wies der erste sein Roß, wie es in der Streu lag und alle viere von sich gestreckt hatte und unter dem Sattel geschunden war und den Wurm hatte; in Summa, es war ein Schelm an allen vieren, also daß es alle, so dabei waren, genugsam für einen Schelmen erkannten, und dieser meinte, er habe gewonnen. Aber der andere sprach: „Mir nicht also! Geht her mit mir; ich will euch einen Schelmen weisen, der ein Schelm heißt!" Und führte sie in einen Nebenstall: da lag sein Pferd jetzt bis an den vierten Tag tot und fing schon an zu stinken.

Da das die ehrbaren Leute sahen und rochen, wollte ihrer keiner hinzu, sondern fingen ein großes Gelächter an und erkannten für recht, daß der mit dem toten Roß gewonnen haben sollte; und der andere mußte das Gelag bezahlen.

Noch ein Roßhandel.

Man findet zu Zeiten einen listigen Kunden, so sich im Kaufen und Verkaufen aller Finanzen unterstehn darf, sucht auch alle Vorteile und Ränke, damit er einen andern überlisten möge; es findet aber oft ein großer Fuchs noch einen größern in der Höhle. Also ging es einmal einem listigen markgräfischen*) Bauern mit einem Kommißmetzger; derselbige war noch listiger denn der Bauer.

Derselbige Landsknecht oder Kommißmetzger kam an einem Feiertag in das Dorf, in welchem der gemeldete Bauer seine Haushaltung hatte. Nun hatte gedachter Landsknecht einen schönen Klepper, darauf er denn war geritten kommen. Der gefiel dem Bauern aus der Maßen sehr wohl, fragte den Landsknecht oft, ob ihm das Pferd nicht feil wäre. „Nein," sagte der Lands-

*) markgräflich badenschen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

knecht, „es ist ein Pferd für meinen Leib; wollte nicht, daß es mir einer doppelt bezahlte.“ Als sie dann aber ins Trinken gekommen sind, hat der Bauer nichts andres mehr denn von dem Pferd zu sagen gewußt und nicht abgestanden, den Landsknecht zu bitten, ihm das Pferd abzutreten. Als das nun der Landsknecht an ihm vermerkte, gedachte er, des Bauern Begehren zu stillen, und sagte: „Ihr habt mich im Anfang vernommen, daß mir mein Pferd nicht feil ist; dazu gebt Ihr mir nicht so viel dafür, als ich es zu verkaufen begehre.“ Antwortete der Bauer: „Lieber Kriegsmann, meinst du denn nicht, daß ich einen solchen Klepper so wohl bezahlen kann als du? Schlage mir ihn um ein Geld an; versuche, ob ich ihn nicht kaufen darf.“ „Wohlan,“ sagte der Landsknecht, „dieweil du dieses Sinnes bist, so wisse, daß er mir nicht näher feil zu verkaufen ist denn um fünfzig Kronen.“

Nun war das Pferd fünfundzwanzig Kronen wohl wert; das konnte der Bauer wohl abnehmen. Darum sagte er zu dem Landsknecht: „Wohlan, mein Brüderlein, damit du meinen Ernst seheſt, so will ich dir das Pferd um fünfundvierzig Sonnenkronen abnehmen und will dir also bar fünfundzwanzig bezahlen; die zwanzig will ich dir auf St. Nimmerstag auch geben.“ Der Landsknecht dachte: „Bauer, laß sehn, wer den andern bescheißt!“ Er sagte: „Guter Freund, mir ist nicht so hoch oder groß an der Bezahlung gelegen, wenn ich den Heiligen kennte. Steht er auch im Kalender?“ „Freilich steht er darin, sonst wäre er kein Heiliger.“ „Ich bin zufrieden,“ sagte der Landsknecht, „nur daß wir eine Verschreibung gegeneinander aufrichten.“ Dies ging der Bauer gutwillig ein, tranken den Weinkauf. Den wollte der Bauer halb zahlen. „Nein,“ sagte der Landsknecht, „ich habe nunzumal fünfundzwanzig Kronen empfangen; billig soll ich die Zeche bezahlen.“ Dem Bauer gefiel der Handel wohl, meinte, er habe einen Hirsch gefangen; da war es kaum ein Rehbock.

Der Landsknecht nahm die fünfundzwanzig Kronen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

samt der Verschreibung, fuhr seine Straße. Als nun der Allerheiligentag kam und nicht ganz acht Tage danach verstrichen waren, kam der gute Landsknecht wieder, seine ausständigen zwanzig Kronen zu fordern. Er kam wieder in das vorige Wirtshaus, schickte nach seinem Bauern samt den andern, so denn bei diesem Kauf gewesen; die kamen alle ganz geflissen. Sobald der Bauer des Landsknecht ansichtig ward, empfing er ihn freundlich, fragte ihn, was ihn also auf der Straße zurückführe. „Das mögt Ihr wohl erachten," sagte der Kriegsmann; „ich komme, mein ausständig Geld vollends einzuziehen laut Euerer Verschreibung." „Oho," sagte der Bauer, „es ist doch das Ziel noch gar nicht verfallen, wird auch noch lang nicht verfallen." Darauf sagte der Landsknecht: „Lieber Bauer, die Sache wird sich meiner Rechnung nach anders befinden. Als wir den Kauf miteinander gemacht, habe ich dich gefragt, ob St. Nimmer auch ein Heiliger sei; hast du ihn für einen Heiligen bekannt und gesagt, er stehe auch im Kalender. Nun habe ich allenthalben im Kalender gesucht, finde ich keinen St. Nimmer darinnen. Es ist aber vor acht Tagen Allerheiligentag gewesen. Dieweil nun St. Nimmer auch ein Heiliger ist, lasse ich mich nicht irren, daß er nicht im Kalender steht; denn es sind viele Heilige, so im Niederland, in Italien und an andern Orten für Heilige gehalten werden, so wir in unsern Kalendern nicht haben."

Als sie nun viel und mancherlei Reden miteinander hatten, berief der Bauer an den Amtmann, deß denn der Landsknecht wohl zufrieden war, kamen also vor den Landesherrn und auch vor den Amtmann und klagten. Als nun Klage und Antwort von beiden Parteien gehört, ist dem Bauer erkannt worden, den Landsknecht zufriedenzustellen, und hat ihm der Herr auch um seiner Finanz willen eine gute Geldbuße abgenommen.

Da ward Fuchs mit Fuchs gefangen, wie dem billig und recht ist.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Bauer mit dem ausgerenktem Maul.

In einer Stadt, im Elsaß gelegen, kamen an einem Wochenmarkt etliche fremde Wundärzte, Scherer und Steinschneider zusammen. Unter diesen Meistern war einer, der wollte eines Bürgers Sohn das Scherer-handwerk lehren; kamen also in einem Wirtshaus zusammen, damit sie des Gedinges einig würden. In dem Wirtshaus war aber ein voller Bauer; was man redete oder handelte, in alle Sachen wollte er allwege seinen Pfennigwert dreinreden und mehr denn andere Leute von dem Handel wissen. Das denn nicht unbillig die guten Meister verdroß, und sie nichtsdestominder mit ihrem Handel fortfuhren. Als nun der volle Bauer merkte, daß man seiner Rede keine Acht hatte, legte er sich zwischen zwei Tischen auf eine Bank nieder und schlief fest ein.

In dem wurden die guten Herren mit ihrer Sache fertig. Alsbald ersieht einer unter ihnen den vollen Bauern auf der Bank. Er sagt zu den andern: „Jetzund wollt ich den Bauern herzurichten wissen, daß ihn sein eigen Weib nicht mehr kennen dürfte.“ Das begehrten sie alle zu sehn, wenn es ohne Schaden zugehn möchte. Alsbald nahm der Scherer seinen Rock um sich und stellte sich über den Bauern und richtete ihm in einem Augenblick das Maul aus der Angel, ohne allen Schmerz, davon der Bauer ein scheußliches Ansehn gewann, kein Mensch je so scheußlich ausgesehn hatte. Indem sich aber von den andern ein großes Gelächter erheben tat, kam der Wirt in die Stube, hätte auch die Ursache ihres Gelächters gern gewußt. Sie zeigen ihm den vollen, schlafenden Bauern mit seinem weit aufgespannten Maul, davon der Wirt erschrak, so nicht wissen konnte, was Zufalls dies war. Er ging eilends zu dem Bauern hin, schüttelte ihn, so sehr er mochte, bis daß er ihn von dem Schlafe erweckte, und fragte ihn, was ihm so schnell zugestanden sei. Der Bauer hatte den Mangel noch nicht befunden, wollte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem Wirt Antwort geben, da konnte er gar nicht mehr reden und kein Wort herausbringen; denn was er sagte, war nur A a a. „Ach Gott," sagte der Wirt, „wie ist doch diesem guten Mann geschehn?"

Als nun der Bauer recht erwacht war und befand, daß er gar nicht mehr reden konnte, auch das Maul nicht mehr zutun, da fing ihm vor großer Angst die Trunkenheit zu vergehn an, ward ganz nüchtern, gehub sich mit Weise und Gebärden gar übel, konnte es aber ganz und gar nicht zu Worten bringen. Der Wirt, der mit dem Bauern ein sonderlich großes Mitleid hatte, fragte ihn, ob er die Krankheit vor mehrerem an sich gehabt habe. Der Bauer schüttelte den Kopf, konnte aber nichts sagen denn A a a. Zuletzt sagte der Meister, so ihm das Maul aus der Angel gehoben hatte: „Ich wüßte ihm wohl in einem Nu zu helfen, wenn ich dächte, daß er mir auch lohnen würde für meine Kunst." Der Bauer hob beide Hände zu ihm auf und gab mit dem Haupte Zeichen, er wolle ihm seiner Arbeit wohl lohnen. Also forderte er einen Gulden, der müßte vor allen Dingen bar erliegen. Alsbald erwischte der Bauer einen Teller, zahlte einen Gulden darauf, trug ihn also mit aufgesperrtem, weitem Maul zum Tisch, davon wieder ein großes Gelächter vorging.

Also nahm ihn der Meister wieder unter den Rock und hatte ihm augenblicklich das Maul an seine alte Stelle gerichtet. Die andern guten Herren fingen an, zu der Sache zu reden, er solle dem Bauern etwas von dem Gulden wiedergeben, dieweil er doch das so mit geringer Arbeit gewonnen habe. Zuletzt wurden sie einig, daß er die zwei Dickpfennige wiedergab, den dritten verzechten sie. Dies war die Strafe des unverschämten, schwätzigen Bauern.

Die redenden Hühner.

Es war ein Amtmann oder Vogt in einem Dorf, der hatte ein schönes Weib, so aber nicht gar aus-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

bündig fromm war; denn sie buhlte mit dem Pfaffen im Dorf, konnte doch die Sache so meisterlich und heimlich verschlagen und verdrehen, daß es ihr niemand anmerkte, ohne allein des Schultheißen Frau, von der sie denn zu oftenmalen darum gestraft wurde. Darob gewann sie einen großen Unwillen, dachte Tag und Nacht, wie sie doch die Schultheißin aus dem Dorfe vertreiben möchte, und erdachte zuletzt einen listigen Fund: nahm etliche junge Hühner, schickte sie dem Weibe des Schultheißen und gebot ihr, daß sie diesen Hühnern die Zunge löse und sie reden lehre, oder sie müsse das Dorf verlassen. Die gute Frau erschrak, erriet wohl, was die Schuld war, und sagte, sie wolle ihren möglichsten Fleiß anwenden.

Nach einiger Zeit schickte die Vögtin ihre Magd zu der Bäuerin, ob die Hühner reden könnten. Die Schultheißin sprach: „Sie mummeln schon, können aber noch nicht ganz reden." Die Magd ging eilends hin, sagte es der Frau wieder, und die ließ fragen, was sie mummelten. Die Schultheißin sagte: „Sie mummeln, die Frau buhle mit dem Pfaffen." Die Magd erschrak, denn sie wußte ein wenig um die Sache, lief heim und zeigte der Frau an, was die Hühner mummelten. Die Vögtin erschrak und schickte alsbald die Magd hin, daß sie der Schultheißin befehle, die Hühner abzutun, zu braten und zu essen, denn sie möchte nicht erwarten, daß sie sollten vollends reden lernen. Die Schultheißin war froh und verstand der Vögtin Angst wohl; denn sollten die Hühner ganz reden gelernt haben, so möchte es gar herausgekommen sein.

Also blieben der Schultheiß und seine Frau nachmals unbekümmert, und die Vögtin bat die Schultheißin, solches Mummeln bleiben zu lassen.

Der Jude und der Opfermann.

Zu Zeiten des durchlauchtigsten und hochgeborenen Fürsten und Herrn, Herrn Ludovici des Altern, Land-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

grafen in Hessen, christmildesten Gedächtnisses, war ein Opfermann zu Marburg, der ganz kurzweilig war und beim Vorsingen in der Kirche so ein kleines Mäulchen machte, daß man ihm fast den Käs und das Brot im Hals sehn mochte. Dieser wanderte einmal in der höchsten Sommerszeit nach Frankfurt, und dieweil ihm in seinem schweren tuchenen Kirchenmantel das Schmalz fast angehn wollte, traf er von ungefähr einen Juden an, der gleichfalls nach Frankfurt reisen wollte. Wer war froher als der Opfermann, sintemal weil er, wie schon allbereits gesagt ist, ganz listig und voller Bubenstücke war, wie es ihm denn damals wahrlich gelungen ist.

Er sagt zu dem Juden: „Mein frommer Jud, wisse, daß ich jetzund an Zehrung mangelhaft bin und von wegen meiner armen Kinder an Zehrung kaum so viel zu Hause habe mitnehmen können, daß ich meine Reise kontinuieren und vollstrecken mag. Derhalben bitte ich dich um Gottes willen, tue so viel Barmherzigkeit an mir und leihe mir auf diesen meinigen Mantel nicht mehr als einen Gulden; bin zu Frankfurt bei etlichen meinigen Zunftbrüdern, den Buchbindern — welches Handwerks gedachter Opfermann gewesen — bekannt, welche mir alsdann wohl forthelfen und dir, gegen Erstattung meines Mantels, den geliehenen Gulden nebst gebührlichem Trinkgeld wohl und zu Dank wiederum erstatten werden." Der Jude dachte: „Das ist dir ein gemachter Handel"; denn der Mantel war fast noch neu, und er traute dem Opfermann, weil sich der zuvor so höchlich beklagt hatte, nicht zu, daß er den Mantel jemals wieder lösen würde. Zahlt ihm deswegen den Gulden und nimmt ganz getrost den Mantel von dem Opfermann, ziehen also beide ihren vorgenommenen Weg weiter auf Frankfurt zu.

Indem sie aber nunmehr in gedachter großer Hitze fortwandern, wird dem Juden wegen der Schwere des Mantels so ohnmächtig, daß er bald vergangen wäre, wenn ihm nicht der Opfermann mit einem kalten Trunk Wassers zu Hilfe gekommen wäre; doch ermunterte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er sich endlich, nahm sein Joch wiederum auf sich und zolften beide wiederum fort, bis sie nahe bei Frankfurt waren. Dessen freute sich der Jude zum allerhöchsten, noch mehr aber lachte der Opfermann, weil er so einen guten Weg ledig gegangen war. Denn als sie in die Pforte eingehn wollen, zieht er den Beutel heraus und sagt zu dem Juden: „Moschi, du weißt dich zu entsinnen, welchermaßen du mir auf gegenwärtigen meinen Mantel bis allhero einen Gulden geliehen hast; nun wohlan, siehe, da hast du deinen Gulden, und gib mir meinen Mantel." Der Jude begehrt sein Trinkgeld, welches Latein aber der Opfermann nicht hat verstehn wollen, sondern hängt sich seinen Mantel um und geht zur Stadt hinein. Der Jude erzählte solches den Soldaten und Pfortenhütern, von welchen er noch über das ganz heftig ausgelacht wurde.

Mußte also der Jude nicht allein den Mantel umsonst getragen haben, sondern wäre auch in dem hitzigen Wetter, wenn ihn nicht der Opfermann mit frischem Wasser erquickt hätte, ganz und gar erstickt, und kam der Opfermann mit lediger Hand davon.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Von den Bauern.

Die Rosenkränze.

Da Kaiser Friedrich der Erste, genannt Barbarossa, mit dem roten Bart, Herr zu Württemberg war, da zogen die Bauern von einem Dorf in das andere auf die Kirchweihen nicht anders, denn, als sollten sie in den Krieg ziehen, mit Spießen und Gewehren, und verging selten ohne Schaden, und wann die Bauern voll Weins wurden, so schlugen sie einander, daß etliche tot blieben. Der Fürst wollte solchem Schaden zuvorkommen und machte eine Verordnung und verbot bei hoher Strafe, daß keiner in dem Lande kein Gewehr mehr tragen solle, weder auf Kirchweihen noch sonst; wann aber einer über Feld ginge, so möchte er ein Gewehr tragen wider Räuber, Wölfe und Hunde.

Da erdachten die Bauern ein andres und ließen sich große Paternoster machen mit großen Ringen, und zogen große Seile durch, und hängten sie sich an die Hälse; und wann sie auf die Kirchweihen zogen, so wurden mehr Leute zu Tode geschlagen mit den Paternostern, denn vorher mit den Gewehren.

Die bösen Nachbarn.

Zwei Nachbarn, welche allwege miteinander zankten, kamen einer kleinen Ursache halber, ob es sich vielleicht um eine Henne oder eine Ente handelte, vor den Bürgermeister und hatten beide viel große Klagen, also daß sie den Bürgermeister schier taub machten und er ihrem Geschwätz nicht mehr zuhören mochte, gab er ihnen gar einen kurzen Bescheid. Insonderheit aber war der eine eine neidige Hadermetz, wie man ihrer wohl mehr findet; und da er sah, daß der Bürgermeister seinem Nachbarn keine besondere Rüge gab oder Geldstrafe auferlegte, ward er so hart ergrimmt, daß er vor Zorn nicht wußte, was er sagen sollte, und sprach: „Herr Bürgermeister,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

noch ein böses Stück weiß ich von ihm: er ist ein Wiedertäufer." Der andere sprach: „Gnädiger Herr, er lügt in seinen Hals; er ist selbst einer und hat mich auch dazu bringen wollen", und tat dazu einen großen Schwur oder ihrer vier und sprach: „Wenn es nicht vor dem Herrn Bürgermeister wäre, ich wollte dir den Kopf zerschlagen."

Der Bürgermeister war froh, daß er ihrer abkam, und sprach: „Geht hin, liebe Freunde, und vertragt euch selbst miteinander; denn ich sehe wohl an euerm Schwören und neidiger Nachbarschaft, daß ihr keine Wiedertäufer seid; ich glaube nicht, daß einer von euch beiden, so er an einem Backen geschlagen würde, auch den andern darhielte."

Also kann ein Herr mit solchen zänkischen Leuten nicht besser davonkommen, denn kurz abgewiesen und sie sich selbst miteinander vertragen lassen.

Das Gebet des Bauern.

Ein einfältiger Bauer beichtete einem Pfaffen und erzählte ihm alle seine bösen Stücke, wie daß, wo er einen andern habe zwei rote Nesteln in den Hut ziehen sehn, er allwege drei dareingezogen habe, und wie er beim Tanze immer gelugt habe, daß ihm die hübscheste Dirne zum Aufziehn werde, und wie er dann, so ihm das geraten, höher als die andern gesprungen sei; und nachdem er viel solch schwerer Sünden bekannt hatte, sprach der Pfaff zu ihm: „Kannst du auch beten?" Der Bauer sprach: „Nein." Der Pfaff sprach: „Du mußt es lernen." Der Bauer sagte: „Ich kanns nicht lernen; ich habe es oft versucht." „Wohlan," sprach der Pfaff, „so gebe ich dir zur Buße, daß du ein ganzes Jahr lang alle Tage sprechest: O du Lamm Gottes, erbarme dich mein! Und wenn du das in einem Jahr lernst, so will ich dich danach mehr lehren." Der Bauer sagte: „Ich wills tun." Also ward er absolviert.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Da er nun die Buße zu beten anhub, sprach er allweg: „Du Lamm Gottes, erbarme dich mein!“ bis zum St. Johannstag; danach sprach er: „O du Schaf Gottes, erbarme dich mein!“ Und als es weiter ins Jahr hineinging bis auf den Herbst, sprach er: „O du Hammel Gottes, erbarme dich mein!“

Auf das andere Jahr kam er in der Fasten wieder zu dem Pfaffen, seinem Pfarrherrn; der fragte ihn, ob er auch seine Buße gebetet habe, wie er ihm aufgegeben habe. Der Bauer sagte ihm, wie er die Namen dem Jahr nach verändert habe. Der Pfaff sprach: „Warum hast du es getan?“ Der Bauer sagte: „Ist es nicht zum ersten ein Lamm und danach ein Schaf und zuletzt ein Hammel?“ Da lachte der Pfaff und gedachte: „Hat dich bisher niemand beten lehren können, so will ich michs auch nicht unterstehn.“ Und ließ ihn beten, was er wollte.

Wird auch wohl sein, daß der Bauer frömmer gewesen ist als der Pfarrer.

Der Bauer mußte ziehen.

Bei Aarau im Schweizerland saß auf einem Meierhof ein Bauer, der hieß Kleuwe Bertschy, ein wunderbarlicher Speivogel. Der ward einmal krank und gar schwach, daß jedermann meinte, er wolle sterben. Seine Frau fragte ihn, ob er den Pfaffen haben und beichten, auch sich verrichten lassen wollte. Er sagte: „Ich bin doch mit niemand uneins; mit wem wollte man mich denn verrichten? Ich möchte aber wohl leiden, daß der Pfaff hie an meiner Statt läge; so wollte lieber ich ihn Beichte hören, denn daß ich ihm beichten sollte.“ Ließ ihn dennoch holen.

Der Pfarrherr kam und sagte: „Kleuwe, einen guten Tag!“ Kleuwe sagte: „Ihr habt einen guten Tag, aber ich habe einen bösen.“ Der Pfarrherr sprach: „Kleuwe, mir ist deine Krankheit leid.“ Der Bauer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sagte: „Mir ist sie noch viel leider; denn ich hab sie am Hals.“ Der Pfarrherr sagte: „Wo beklagst du dich?“ Sagte Kleuwe: „Hie in dem Bett.“ Sprach der Pfarrherr: „Wo ist dir weh?“ Kleuwe sagte: „Hie zwischen den Wänden.“ Der Pfarrherr: „Ich sehe wohl, du bist nicht gar stark.“ „Ja,“ sagte der Bauer, „wäre ich stark, so wollte ich mit Euch ringen. Mir ist, ich wollte es Euch abgewinnen.“ „Wohlan,“ sagte der Herr, „willst du dich zu Gott bekehren, so mußt du anders tun.“ Sprach der Bauer: „Wo ist er?“ Darauf antwortete der Pfarrherr: „Ich trage ihn mit mir.“ „O,“ sprach der Bauer, „ist er also schwach, daß man ihn tragen muß, so ist er wohl kränker, denn ich bin. Zwei Kranke helfen einander selten; ich will nichts mit ihm zu schaffen haben, bis er oder ich stark werde.“ Also ging der Pfarrer seine Straße, war wohl veriert und hatte nichts ausgerichtet.

Nichtsdestoweniger aber war der Bauer mit dem Speiwerk und unnützen Geschwätz also blöd und schwach geworden, daß sich jedermann seines Todes versah, wie auch geschah. Da sprachen die Frauen zu ihm: „Kleuwe, sollen wir dir eine Kerze anzünden?“ „Nein,“ sprach er, „es ist hell, ich sehe noch genug.“ Wie er aber noch schwächer wird, sagt er zu ihnen: „Wohlan, zündet die Kerze an; es will doch am letzten St. Veits Tanz haben.“ Also lief man alsbald, zündete die Kerze an und gab sie ihm in die Hand.“

So kommt sein Nachbar Vinzenz; als der sieht, daß er so schwach ist, spricht er zu der Frau: „Er zieht schon, Gott helfe ihm.“ Das hört Kleuwe, wie schwach er war, und sagt: „Nun muß es Gott treulich erbarmen, daß ich noch vier so gute, starke, geruhete Rosse im Stall stehn habe, deren keines ist, das nicht besser zöge denn ich, und mir als dem schwächsten wird die größte Bürde aufgelegt, daß ich allein ziehen muß. Ich denke, ich werde an dem Ziehen ersticken.“ Das geschah; denn er starb gleich.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erni und Uli.

Zu Sachseln in dem Dorf zu Unterwalden im Schweizerland, da der selige Bruder Klaus hausgehalten, auch daselbst in der Kirche begraben liegt*), da starb einem Bürger sein Vater. Kommt zu ihm einer von Sarnen, wie sie denn Nachbarn und eines Landes sind, der war sein Vetter und hieß Erni; der sagt zu ihm: „Vetter Uli, Gott gebe dir einen guten Tag.“ Uli sagt: „Dank dir Gott, lieber Vetter Erni.“ Darauf sagt Erni: „Vetter Uli, es ist mir treulich leid, daß dein Atti zu Gott gefahren ist.“ „Dank dir Gott,“ sagt Uli wieder; „wolle Gott, daß weder du noch alle die Deinen niemals zu Gott kommen.“ Darauf sagt Erni: „Willst du aber deinem Atti nichts für seine Seele tun?“ Uli sagt: „Nein.“ „Warum?“ fragt Erni. Uli gab zur Antwort: „Ich will es dir sagen: Ist er im Himmel, so bedarf er dessen nicht, ist er in der Hölle, so hilft es ihm nicht, ist er in dem Fegefeuer, so will ich ihn fegen lassen, er muß gleißen wie ein Eisenhut; so kommt er desto besser geputzt vor unsern Herrgott.“

Also schieden sie beide voneinander und begehrte ihrer keiner zu Gott. Und wollte Uli seinen Vater tapfer polieren und fegen lassen, daß er hübsch sei, wann er zu Gott komme.

Der ungelegene Tod.

Auf dem Wormser Gau**) war ein reicher Bauer; der war krank und also gar schwach, daß er zweifelte, ob er nicht sterben müßte. Die Nachbarn sagten zu ihm, er solle sich zu Gott bekehren und sich versehn lassen, trösteten und ermahnten ihn nach ihrem möglichsten Fleiß so lang, bis er den Willen drein gab. Dieweil

*) der Landespatron der Urkantone Nikolaus von der Flühe, geb. 1417, gest. 1481, selig gesprochen 1671.

**) Wasgau.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

aber sie den Pfaffen holten, stieg er zu alleroberst in dem Haus auf das Dach und deckte es mit Stroh.

Der Pfarrherr samt den Nachbarn, die kamen; sie suchten ihn, niemand konnte ihn finden, vermeinten, der Teufel habe ihn geholt. Hintennach sieht man ihn auf dem Dach sitzen, dasselbige zu flicken. Der Pfarrherr hieß ihn herabgehn und fragte ihn, was er dort oben tue, warum er sich verkrochen habe, dieweil er wisse, daß er, der Pfarrherr, unsern Herrgott mitbringe. Der Bauer sagte: „Wann Gott allmächtig ist und alle Dinge so wohl weiß im Himmel und was auf Erden ist, so hat er freilich auch wohl gewußt, wo ich gewesen bin. Seid Ihr denn ein Priester an Gottes Statt, so sollte er Euch freilich auch angezeigt haben, wo ich bin, daß Ihr mich nicht also lang hättet vergebens suchen dürfen."

Der Pfarrherr sagte: „Du hast seltsame Mucken bei dir. Willst du dich zu Gott richten, so mußt du eine andere Art annehmen, und ist es von nöten, daß du die zeitlichen Sorgen von dir schlagest und dich zu Gott kehrest." Der Bauer fragte den Pfaffen, ob er auch meine, daß er sterben werde. „Ja," sagte der Pfarrherr, „alle Zeichen an dir, die bedeuten dir den Tod."

„So weiß Gott," sprach der Bauer, „daß es mir mein Leben lang nie ungereimter und übler gekommen ist, und hätte mir auch nicht unzeitiger begegnen mögen, denn eben jetzund; denn die Ernte ist an der Hand und geschnitten dazu, und kann ich die Frucht nicht heimbringen. So regnet es mir durch das löcherige Dach oben in das Heu, daß es mein Vieh nicht riechen, geschweige denn essen will. Niemand ist, der die Knechte und Mägde anwiese. Liege ich da und soll sterben, was wird danach daraus?"

Der Pfarrherr sagte: „Solches mußt du alles fahren lassen und gedenken, daß du Gott Antwort und Rechenschaft geben mußt deiner Handlung in dem Leben. Darum, so du willst, so will ich dich mit beiden Sakramenten versehn." Darauf gab der Bauer zur Antwort: „Wie teuer verkauft man sie alle beide?" Sagte der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Pfarrherr: „Umsonst; denn Gott hat es uns geheißen.“ „Wohlan,“ sagte der Bauer, „kostet es denn nichts, so bringt mir den Element allen her, weil ich doch sterben soll! Meine Frau soll etwa dem Sigristen ein Trinkgeld schenken.“

Ehe zwei Stunden war der Bauer tot. Das heißt ein Dach in Schwachheit mit Stroh decken.

Der Krieg um den Palmesel.

Im Schwabenland lagen zwei kleine Dörflein beieinander, die hielten einen Pfarrherrn, der wechselte einen Feiertag um den andern ab, predigte also ein Pfaff zweierlei Bauern. Wie aber die Zeit kam, da man den Esel herumführt und den Palmtag nennt, waren die Bauern mit dem Meßpfaffen in dem Wirtshaus beieinander. Nun begehrten die Bauern des Dorfs, da der Pfaff das Fest halten und begehn sollte, als nämlich das Einreiten des Herrn, den Esel von den andern Bauern zu entlehnen. Die schlugen es ihnen ab und wollten es nicht tun; sagten, sie sollten sich selber einen kaufen. Wurden zu Unfrieden durcheinander, schlugen zusammen und trafen den guten Herrn Pfarrer und hieben ihm ein Ohr ab wie dem lieben Malchus. Die Bauern gaben es einander wohl, daß sie endlich müde wurden und von selber aufhörten.

Zuletzt spielten sie darum, und gewannen die Bauern, die keinen Esel hatten, und führten den Esel mit großer Freude, Trommeln und Pfeifen ins Dorf, setzten den guten Herrn Pfarrer, mit Namen Herr Märten, darauf und jauchzten, schrien auch die Väter ihren Kindern: „Freuet euch, freuet euch, lieben Kinder, wir haben den Esel gewonnen!“ Also laufen die Weiber, Kinder, Knechte, Mägde herzu und führen den Pfaffen mit dem einen Ohr in die Kirche, läuten alle drei Glocken, schlagen zusammen, und fängt der Herr Märten das Tedeumlaudamus zu singen an und jauchzet mit aufgerecktem Arm an dem höchsten Altar. Danach hub er zu singen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

an: „Christ ist erstanden", und war noch vierzehn Tage vor Ostern.

Am andern Tag brachten die andern Bauern des Pfarrhern Ohr und einen Bader, der sollte es ihm wieder anheften; aber es war zu lang geharret und erkaltet. Mußten dem Pfaffen hundert Gulden für das Ohr geben. Das ander Dorf trauerte heftig um den Esel; des Geldes achteten sie nicht sehr, hätten noch hundert drum gegeben, daß sie nur den Esel gehabt. Und zogen in fremdes Land, kauften eine Stute, daß sie einen neuen Esel tragen sollte; führten sie auf den Palmtag auf den Kirchhof, daß sie den Esel sehe. Half nichts, trug ein Rößlein und keinen Esel; war der Mühe umsonst.

Die Krammetsvögel.

Gen Augsburg kam an einem Wochenmarkt ein guter, einfältiger Mann, der hatte nicht mehr denn einen Gulden im Säckel, darum er Korn zu kaufen willens war, wollte aber dennoch ein halbes Mäßlein Wein trinken. Er ging in eine Herberge und hieß ihm eine Halbe bringen und ein Brot dazu. In dem ersieht er, wie etlichen großen Hansen eine Platte mit Krammetsvögeln aufgetragen wird; da fragt er einen, der von ungefähr in der Stube war: „Lieber, was gilt doch ein solcher Vogel?" Dieser, der ein großer Speivogel war, sah wohl, was er für einen Kunden hatte, und sagte: „Man gibt einen um einen Pfennig."

Die Vögel rochen dem guten Mann in die Nase, bat die Wirtin, so sie mehr habe, solle sie ihm auch einen bringen. Sie war willig, brachte ihm einen also warm vom Spieß; der schmeckte ihm gar wohl. Er dachte bei sich selber: „Das sind gut schmackige Vögel. Ich muß noch mehr Pfennige dran wagen. Wenn ich schon einen Batzen in Vögeln verschlemme, so habe ich ihrer doch einmal genug gegessen." Er ruft der Wirtin, sagt, habe sie mehr Vögel, solle sie ihm mehr bringen. Also brachte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sie ihm einen nach dem andern fein also warm vom Spieß, bis er vierzehn gegessen hatte.

Da meinte er, des Scherzes sei jetzund genug, hieß ihm die Zeche machen. „Wie viel", sagt die Wirtin, „habt Ihr Wein?" Er sagt: „Eine halbe Maß." „Das ist drei Kreuzer," sprach sie; „nu, wie viel habt Ihr Brot?" Er sagte: „Für einen Kreuzer." „Das macht zusammen einen Batzen," sprach die Wirtin; „noch habt ihr vierzehn Vögel, macht ein jeglicher einen Batzen, wird zusammen ein Gulden." Der gute Mann erschrak dieser Worte ohne Maßen, wiewohl er erstlich meinte, die Wirtin treibe ihre Scherzpossen mit ihm; er fing an, sich hinter den Ohren zu kratzen. „Ach," sagte er, „wie bin ich so schandlich beredet worden, es gelte ein solcher Vogel nicht mehr denn einen Pfennig!" Er sah sich um nach dem, so gesagt, es gelte ein Krammetsvogel nicht mehr denn einen Pfennig; er war aber nicht mehr da, sondern hatte sich getrollt. In Summa, die Wirtin wollte ihm keinen Heller nachlassen, sondern spottete ihn noch weidlich aus, sagte: „Kannst du Krammetsvögel essen, so zahl sie auch!"

„Nun habe ich nicht mehr," sagte er, „denn einen Gulden bei mir, wollte darum Korn für mich und meine Kinder gekauft haben; soll ich den also auf einmal in Vögeln verzehrt haben, so erbarm es Gott." Also gab er der Wirtin die fünfzehn Batzen und fuhr traurig und wohl verspottet davon.

Der studierte Bauernsohn.

Ein Bauer hatte einen Sohn studieren, der ihm ein wüstes Loch in den Säckel machte und die roten Pfennige tapfer herausblies und doch nichts studierte; denn es der Vater nicht verstand. Und einmal kam der Sohn wieder heim und wollte Geld holen. Den guten Mann die große Vergeudung seines Sohns schier verdrießen ward und auch seinem Säckel schier zu viel gewesen.

Und eines Tages lud er Mist, da stand der Sohn vor

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

der Tür und sah ihm zu. Da sagte der Vater: „Sohn, was heißt eine Gabel?" Antwortete der Sohn: „Gabelinum." „Was heißt Mist?" Antwortete: „Mistelinum." „Was heißt ein Wagen?" Antwortete: „Wagelinum." „Ei," sagte der Vater, „so nimm in tausend Teufel Namen das Gabelinum und wirf das Mistelinum auf das Wagelinum!" Dem Sohn die Mistgabel in die Hand gab und sprach: „Das sei fortan deine Schreibfeder, und laß Studieren Studieren sein."

Der Lässer.

Es begab sich, daß ein reicher Kaufmann seiner Hantierung nach durch das Bayerland ritt, und wie er von ungefähr bei eines Bauern Haus ein Gatter antraf, da er durchreiten mußte, konnte er es nicht auftun, rief derhalben den Bauern an, er solle ihm das Gatter auftun. Der Bauer schrie mit heller Stimme: „Es ist niemand zu Hause; das Gesinde ist auf dem Feld, und ich liege hinter einem Umhang, bin ein Lässer*)." Spricht der Kaufmann: „Wie lang bist du denn ein Lässer?" Antwortet der Bauer: „Morgen ist der neunte Tag." Also tut sich der Kaufmann zuletzt unmutig das Gatter selber auf und spricht zu dem Bauer: „Sieh, da auf dem Gatter liegt ein Taler, und tu der Lässi genug." Hat aber nichts hingelegt und reitet hinweg.

Wie das der Bauer erhörte, geschwind zum Haus hinaus und wollte den Taler holen, fand aber keinen. Also ward der Bauer von dem Kaufmann aus dem Haus genarrt.

Im Westerwald.

Kaum ist in Deutschland eine Gegend, da ein Unkundiger so leicht die rechte Straße verfehlt, und das um der vielen Abwege willen, als im Westerwald. In einen

*) Aderlasser, einer dem zur Ader gelassen worden ist.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

harten Winter, da ein tiefer Schnee gefallen war und es noch immerdar schneite und durcheinander wehte, wollte ein Reisiger desselbigen Ortes verreiten, wußte doch des Unwetters halber nicht gar wohl, wo er war, und ließ sich bedünken, daß er etwas geirret; nahte derwegen einem Bauernhäuslein, so an dem Wege, den er vor sich hatte, stand, und klopfte eine gute Weile an; zum letzten schaute ein scheußlicher tölpischer Kerl heraus und fragte, wer da sei. „Ein guter Gesell," antwortete der Reisige; bat dabei mit freundlichen Worten, daß er ihn doch auf die rechte Straße weise, sollte dafür einen guten Trinkpfennig haben. „Wer ist denn der gute Gesell?" fragte der Bauer. „Ein Reiter," antwortete der Fremde.

„Ist dem also," sagte der Bauer, „siehe, da geht ein Weg, da einer, dort einer und allenthalben einer: reite, welchen du willst, es ist alles eins; sintemal du ein Reiter bist, mußt du doch dein Lebelang deinem Handwerk nachreiten, drum ist es auf einem Weg so gut als auf dem andern."

Von Landsknechten, Reitern und fahrendem Volk.

Ein unmöglicher Tausch.

Ein alter Podagramist vom Adel ritt einmal mit seinem reisigen Knecht durch Schweinfurt, und da sah er, wie einer, der sich mit seinem starken und geraden Leibe sein Brot wohl hätte verdienen und sich in Ehren noch länger fortbringen können, zum Galgen geführt wurde. Derwegen erseufzete er über Fräulein Podagra, sagend — vermeinte nicht, daß es der arme Sünder hören sollte —: „O mein guter Kerle, wer deine geraden und starken Füße hätte!"

Der Dieb sagte herwider: „Junker, wer dann Euern Hals hätte, so wollten wir es beide wettschlagen, wollte auch mit Euch hernach um die Wette hangen."

Der Junker schämte sich der unverschämten Antwort und ritt aus dem Volk zum Tor hinaus.

Armut verdauen.

Ein guter Gesell zog in den Krieg, verhoffte auch einmal reich zu werden; wie aber der Krieg nicht lang währte, sondern, wie man sagt, ein Loch gewann und die Knechte beurlaubt wurden — als denn oft geschieht, daß ihrer viel ohne Geld wieder heimgeschickt werden — also geschah diesem Bruder auch. Und wie er also bis heim garten und betteln mußte, kam er an dem Hause eines Bauern vorbei, der saß eben bei Tisch und aß mit seinem Gesind und seinen Kindern zu Morgen. Also klopfte der Krieger an das Fenster und begehrte einen Zehrpfennig, auf daß er mit Ehren weiterkommen möge.

Der Bauer sprach: „Fürwahr, mein guter Gesell, ich habe nicht viel Zehrpfennige wegzuschenken; das Geld ist in meinem Hause gar teuer. Willst du aber vorliebnehmen, so komm herein und iß mit mir, so gut ich

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

es habe; so will ich meine Armut, die mir Gott beschert hat, gern mit dir teilen." Der Krieger hatte sehr großen Hunger und war froh, daß er zu essen kam; setzte sich an den Tisch und fraß die Armut schier allein auf.

Als er aber gegessen und schier einen Hafen Milch ausgetrunken hatte — denn da war nicht viel Wein — sagte er dem Bauern großen Dank und zog also davon. Und als er auf die Straße kam, dachte er erst den Worten nach, daß ihn der Bauer zu seiner Armut geladen und sie ihm so wohl geschmeckt hatte, und ward in sich selber lachen und sprach: „Ich besorge, an dieser Mahlzeit werde ich lang zu verdauen haben." Also wann er lang danach gefragt wurde, wie es komme, daß er nicht reich geworden sei, gab er allwege zur Antwort, er habe einem Bauern seine Armut essen helfen, daran habe er noch zu verdauen; wann die verdaut sei, hoffe er dannoch reich zu werden.

Die unangenehme Wahrheit.

Es war ein Abenteurer, ein Gaukelmann. An einem Abend spät saß er vor eines Bauern Haus auf einem Block. Da der Bauer von dem Feld kam, sah er den Gesellen sitzen und sprach zu ihm: „Guter Gesell, was sitzest du da? warum gehst du nicht in ein Haus, daß du nicht die Nacht da unter dem Himmel sitzen mußt?" Er sprach: „Lieber guter Meier, ich habe eine Gewohnheit an mir: ich bin das ganze Dorf abgegangen, und niemand will mich beherbergen; ich will die Nacht hie bleiben, morgen wird es vielleicht besser." Der Bauer sprach: „Guter Gesell, was ist das für eine Gewohnheit?" Er sprach: „Ich sage jedermann die Wahrheit, drum will mich niemand beherbergen." Der Meier sprach: „Das ist eine gute Gewohnheit; komm zu mir herein, du bist mir ein werter Gast, hab du es so gut als ich." Der Gesell ging mit dem Bauern in das Haus. Der Bauer sprach: „Greta, Hausfrau, backe Küchlein und Schnitten, ich habe einen Gast bekommen."

Da sie also aßen und also bei dem Feuer saßen,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wie man denn in den Dörfern tut, da nahm der gute Geſell wahr, wie man Haus hielt: da war niemand in dem Haus denn der Bauer, der hatte ein Fleckſein vor dem Auge hangen, und ſeine Hausfrau Greta, die hatte nur ein Auge, und eine Katze, der troff ein Auge. Da man in dem beſten Eſſen war, da ſprach der Bauer: „Lieber guter Geſell, du ſprichſt, du ſagſt allwege die Wahrheit; ſag mir auch eine Wahrheit.“ Der Geſell ſprach: „Ach lieber Hauswirt, Ihr werdet zornig und bös über mich.“ Der Bauer ſprach: „Nein.“ Der gute Geſell ſprach: „Du und deine Frau und deine Katze habt alleſamt nicht mehr denn drei Augen.“

Da der Bauer das hörte als die Wahrheit, da packte er die Ofengabel und jagte den guten Geſellen aus dem Haus hinaus.

Weit genug gerückt.

Es war in einer Stadt eine gar herrliche Herberge, dahin kam ein Landsknecht aus Italien und brachte an die fünfhundert Goldſtücke mit und bat den Wirt um Herberge; der Wirt ſagte ſie ihm zu. Als man nun zu Tiſch ſaß, ſetzte der Wirt den Gaſt oben an den Tiſch und bot es ihm wohl. Der Gaſt dachte: „Das iſt ein guter Wirt; du willſt eine Zeitlang bei ihm zechen.“ Das geſchah, und er zechte ſo lange, daß er dem Wirt an die zwanzig Dukaten ſchuldig war. Da der Wirt verſtand, daß kein Geld mehr da war, und ſonſt viele Gäſte im Hauſe hatte, ſprach er: „Hörſt du, Gaſt, rück ein wenig; laß die guten fremden Herren obenan ſitzen.“

Das war der gute Geſell zufrieden und gedachte: „Du willſt rücken“, und rückte ſo lang, bis daß er gen Mainz rückte, und ſchrieb oder entbot dem Wirt, er ſei bis Mainz gerückt; wäre es nicht weit genug, ſo wollte er bis gen Köln oder gen Antdorf*) rücken. Da das der Wirt merkte, daß ihm ſein Gaſt ſo weit gerückt war, ſagte er

*) Amſterdam.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

es seinen Gästen; da lachten sie alle des Rückens und spotteten des Wirts und sagten: „Wirt, ist Euer Gast weit genug gerückt?“ Der Wirt sprach: „Er rücke zum Teufel hin, ich habe wohl bessers verloren.“

Von einem Ohr zum andern.

Ein Abenteurer kam zu Frankfurt in die Messe zu einem Krämer und fragte ihn und sprach also: „Lieber Krämer, was gilt ein seiden Bändel, das mir von dem einen Ohr zu dem andern reichen mag? denn das Barett fällt mir oft herab, so der Wind arg weht.“ Der Krämer merkte seine List nicht und sprach: „Ich achte es auf eine Elle lang, das gilt einen Kreuzer.“ Der Abenteurer sprach: „Wenn es aber etwas länger wird, was soll ich dann dafür geben?“ Der Krämer sprach: „Du hast doch keinen also großen Kopf; gib mir zwei Kreuzer, so will ich dir messen von einem Ohr zu dem andern, Gott gebe, wie lang es wird.“ Der Gesell gab ihm die zwei Kreuzer und nahm die seiden Bändel und hob sie mit dem einen Ende an das linke Ohr und sprach zu dem Krämer: „Nun meß du bis zu dem andern Ohr.“

Der Krämer nahm die Bändel und zog ihm das Barett ab, und will ihm zu dem andern Ohr messen, so sieht er, daß es abgeschnitten ist, und spricht: „Wo ist das andere Ohr? es ist doch nicht da.“ Der Gesell oder Abenteurer sprach: „Es ist zu Erfurt an dem Pranger genagelt; meß mir bis dorthin.“ Das wollte der Krämer nicht tun, und kamen des Handels halber miteinander vor den Bürgermeister. Der Bürgermeister konnte wohl erkennen, daß, sollte der Krämer bis zu dem andern Ohr messen, alle seine Bändel und der ganze Kram nicht genug sein würden, und schuf mit dem Krämer, daß er mit dem Gesellen Frieden machte, und wurden die zwei der Sachen selber einig; denn sie waren beide keine einfältigen Kinder. Darum wollte sich der Bürgermeister als ein weiser Herr des Handels nicht mehr annehmen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Landsknecht und der angebliche Teufel.

Einmal saßen viel gute Gesellen vom Adel und auch sonst in einer Zeche, redeten von vielerlei Händeln und guten Schwänken. In dem kam ein guter Vogel, ein Gartknecht herein, und als er eine so gute Gesellschaft beieinander findet, spricht er sie, wie denn dieser guten Knaben Gewohnheit ist, ganz freundlich um einen Zehrpfennig an, damit er die Leute weiter möchte mit Ehren bescheißen. Die guten Junker hießen ihn an einem ledigen Tisch niedersitzen und befahlen dem Wirt, er solle ihm eine Suppe und ein Stück Fleisch geben, eine Maß Wein und Brot dazu. Das geschah also.

Unterdem er also sitzt, ißt und trinkt, sagen die Edeln von ihrem Einkommen, was ein jeder vermögend sei. Unter anderm sagt einer unter ihnen: „Mir genügt mein Einkommen wohl. Mein Vater hat mir so viel Bauern hinterlassen, die für mich fronen und arbeiten, mir auch Korn und Weizen, Hafer und Gerste zuführen müssen, desgleichen Wein und Butter, Kapaune, Gänse und Enten zusamt allem Brennholz, so ich auf meinem Haus oder Schloß brauchen mag. Zudem habe ich an Gülten so viel Einkommens, daß ich mit guten Gesellen eine Zeche tun mag. Und was mir am liebsten ist, so bin ich Kollator über etliche Pfarren und Pfründen: diese Pfarrer und Kapläne müssen für mich beten. Noch habe ich zwei Schwestern in einem Frauenkloster, die schreiben mir zu vielen Malen ihr andächtiges Gebet zu. Diese hat mein Vater selig allein darum in das Kloster getan, daß ich mein Gut desto besser erhalten mag; sonst hätte er ihnen viel zur Heimsteuer geben müssen, so mir ein großer Abbruch gewesen wäre. Eines aber mangelt mir noch: wann ich nur einen bekommen könnte, so für mich in die Hölle führe, dem wollte ich gern eine gute Verehrung tun."

Der Gartknecht, von dem oben Meldung getan, hatte seine Maß Wein schon getrunken und war jetzt ganz aufgefroren, denn ihm der Wein Wärme gebracht

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

hatte. Er fing an und sagte: „Junker, was wollt Ihr mir zur Besoldung geben? Ich nehme den Kauf mit Euch an und fahre für Euch in die Hölle.“ Der Edelmann sagte: „Was willst du nehmen?“ „Nicht mehr,“ sagte der Gartknecht, „denn gebt mir ein gutes Paar Handschuh, damit ich mich diesen kalten Winter des Frosts erwehren mag; so will ich den Kauf mit Euch eingehn.“ Der Edelmann hatte zwei gute wölfene Handschuh an der Wand hangen; die nahm er, gab sie dem verruchten Vogel und befahl damit dem Wirt, er solle ihm noch eine Maß Wein bringen, wie denn auch geschah. Er trank auch diesen aus, ward so voll, daß er hinter dem Tisch entschlief.

Nun war ein junger Kaufmann an der Tafel, so kurz davor in einem Spiel ein Teufel gewesen war und sich dazu ein gar entsetzliches Kleid hatte machen lassen. Der sagte zu den andern: „Mögt ihr es leiden, so will ich mit diesem öden Kunden ein feines Fastnachtsspiel anrichten; ihr sollt seiner allesamt genug lachen.“ Das ließen sie sich alle wohl gefallen. Er schickte nach dem scheußlichen Kleid, legte es an, kam in die Stube, erwischte den Landsknecht oder Gartbruder bei der Kartause, machte ihn munter und sagte mit grausamer Stimme: „Landsmann, wohlauf! Du mußt mit mir davon!“ Der volle Zapf, so noch gar nicht ermuntert war, ihm auch der Wein noch in dem Kopfe stak, blickte auf. Als er den Kaufmann in dieser Gestalt vor ihm stehn sah, meinte er nicht anders, denn es sei der lebendige Teufel, erschrak über die Maßen und wollte entlaufen.

Alsbald erwischte der Kaufmann den Tropf, und mit ihm in einen finstern Stall, band ihm alle viere zusammen, schmierte ihn danach gar wohl mit einem guten Prügel, daß ihm seine Lenden allenthalben gar wohl erbleut und geschmiert wurden. Wiewohl der Gartknecht ein gar verwegener und leichtfertiger Vogel war, so war ihm doch in solchen Nöten so angst, daß er Gott und alle seine Heiligen anrief und verhieß, er wolle fortan sein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Leben bessern und nicht mehr so ruchlos sein. Der Wein war ihm auch vor lauter und großer Angst aus dem Kopf gekommen. Also band ihn der Kaufmann wieder auf und jagte ihn mit guten Streichen zum Stall hinaus. Er säumte nicht lang, sprang zu der Herberg hinaus, ließ seinen Degen und seine Handschuhe dahinten, denn vor großer Angst war ihm der Frost vergangen, daß ihn weder an Händen, noch an Füßen mehr frieren ward, lugte stets hinter sich, ob ihm der Teufel nicht nachkomme. Die andern Herren und Gäste lachten des Schwanks genug, und dem Edelmann blieben also seine Handschuhe.

Dieser ruchlosen Kunden findet man gar viele, so mit solchen freveln Worten umgehn, daß es kein Wunder wäre, der höllische lebendige Teufel führte sie auf der Stelle dahin. Ich kenne selbst eine Wirtin, von der habe ich, und nicht nur einmal, sondern oft gehört, daß sie sagte: „Ich weiß wohl, daß ich nicht verloren bin; wann mich schon unser Herrgott nicht will, ist meiner der Teufel froh"; das hat mich oft und dick wunder genommen, daß Gott der Herr so lang mit seiner Rache verzieht. Ich möchte auch gern einen solchen Fastnachtsteufel diese verwegene Haut mit einem guten Prügel bleuen sehn, wie dieser Kaufmann den Gartknecht, ob sie doch ihre verruchte Weise und verwegenen Worte lassen wollte.

Die Landsknechte und der wirkliche Teufel.

Ein seltsam Ding ists um einen Landsknecht, daß ihnen auch der Teufel nichts abgewinnen kann, sondern sie fürchten muß. Davon hört diese Historie:

Einmal schickte der oberste Teufel einen Diener aus, er solle sehn, wo doch die Landsknechte seien, daß keiner in die Hölle komme, und solle lugen, wo er doch einen mitbringen könnte. Der Diener zog aus und kam in eines Hahns Gestalt in ein Wirtshaus, da er sich hinter den Ofen setzte und den Landsknechten zusah, wie sie zechten. Als nun die Landsknechte voll waren, begannen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sie Kannen und Gläser zu zerbrechen und alles zu verwüsten, was auf dem Tisch stand, und fingen einen solchen Rumor an, daß sich der Teufel hinter dem Ofen fürchten ward. Letztlich fing einer hinter dem Tisch an: „Potz tausend Sack voll Enten! Wohlan, wir wollen den Hahn hinter dem Ofen rupfen und die Federn auf die Hüte stecken, danach den Hahn fressen." Als das der Teufel hörte, zur Stube hinaus, der Hölle zu lief und seinem Meister anzeigte, wie kein böser Tier auf Erden sei denn ein Landsknecht.

Wann danach ein Landsknecht vor die Hölle kam, schloß man alle Türen vor ihnen zu, sie möchten sonst alle Teufel verjagen.

Der Hund im Bett.

Gen Weesen im Oberland*) ist gegen die Nacht in ein Wirtshaus ein Reiter gekommen, der von wegen des Wetters den ganzen Tag hat durch den Kot reiten müssen; er hatte einen großen zottigen Vogelhund bei sich, der sehr dreckig war. Als man zur Nacht aß, warf der Reiter zu often Malen seinem Hund zu, etwa ein Stück Brots, etwa ein Bißchen abschätzigen Fleischs, etwa einen Knochen. So das der Wirt ersieht, denkt er bei sich: „Ich will dir die Zeche wohl machen."

Nachdem sie gegessen hatten und der Wirt von jedem Gast die Zeche eingenommen, sprach er zu dem Reiter: „Herr Gast, Ihr müßt zwei Zechen geben, eine für Euch und eine für Euern Hund; denn Ihr habt ihm wohl so viel zugeworfen, Brot, Fleisch und andres." Der Reiter lächelte und antwortete: „Was ich tun muß, das will ich gern tun", und gab dem Wirt die zwei Zechen, vier Schweitzer Batzen. Als nun der Wirt jeden nieder gewiesen hatte, führte er diesen Reiter in eine besonders herrliche Schlafkammer, darin zwei schöne Betten standen; gedachte: „Er hat die Zechen wohl be-

*) im Kanton St. Gallen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

zahlt; willst ihm auch eine Ehre antun und ihn in ein gutes Bett legen", und wünschte hiemit dem Reiter eine gute Nacht.

Der Reiter nicht ungeschwind, rief seinen zottigen Hund und legte ihn also dreckig in das beste Bett, dachte: „Hab ich die Zeche für dich geben müssen, sollst du billig auch wohl liegen." Der Hund, wie denn ihre Gewohnheit ist, zerscharrte das Bett und machte sich ein Lager. Morgens, so der Reiter aufgestanden war und die Hausmagd das Bett machen sollte, war es gar geschändet.

Der Wirt vernimmt das und verklagt den Reiter vor der Obrigkeit, er solle ihm das Bett bezahlen. Der Reiter erzählt der Obrigkeit, wie er für den Hund die Zeche, zwei Batzen, habe bezahlen müssen, so sei es wohl billig, daß er auch wohl liege. Die Richter lachten zu dieser Sache und erkannten den Reiter ledig, straften daneben den Wirt, daß er keinem Hunde mehr dergestalt die Zeche machen solle.

Die Teilung.

Im Jülicher Land zog ein armer Landsknecht über das Feld daher und hatte keine übrigen Kleider an. Ihm begegnete ein alter Barfüßermönch, der trug viel Tuch, für ihn und seine Brüder zu Kutten und sonstiger Kleidung.

Der Landsknecht sprach ihn an und sagte: „Herr, teilen wir nicht miteinander? Ihr braucht nicht das ganze Tuch, habt auch noch eine gute, feiste Kutte an; ich aber bin nackend und bloß. Darum gibt es hier nichts andres, wir müssen das Tuch miteinander teilen." Der Mönch sagte: „Lieber Gesell, zieh du deine Straße! Ich bin eine geistliche Person, und laß mich zufrieden; ich gebe dir nichts."

„Wie, Mönch," spricht der Landsknecht, „wolltest du ein geistlicher Mann sein und den Nackenden nicht kleiden, und hast so viel übriges Tuch? Wolltest du dich vom Teufel also verführen lassen, daß du den Befehl

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Gottes übertreten solltest, den Nackenden zu kleiden? Da sei Gott vor. Du sollst meinethalben nicht zum Teufel fahren." Damit packt er das Tuch und sagt zu dem Mönch: „Ich bedarf nicht mehr als drei Ellen; das übrige behalte du."

Der Mönch konnte ihm nicht widerstehn. Der Landsknecht nahm das Tuch, tat es auseinander und maß mit seinem halben Spieß drei Ellen davon — zu Frankfurt wären es wohl sechzehn Ellen gewesen — wickelte das zusammen und zog damit davon. Der Mönch war traurig, raspelte das andere Tuch zusammen, schrie ihm nach und sprach: „Du verlaufener Bub, du mußt mir das Tuch am jüngsten Tag bezahlen und Gott dem Allmächtigen Antwort darum geben. Das sollst du dich von mir versehn."

Der Landsknecht wendet sich um und geht zu dem Mönch und sagt: „So du mir also ein geraumes Ziel zu der Bezahlung bis an den jüngsten Tag setzest, so will ich noch das übrige Tuch dazunehmen; es kommt doch alles in eine Rechnung, Verantwortung und Bezahlung. Und, Mönch, zeichne es daheim fleißig auf! Ich wollte es leiden, ich hätte das ganze Kloster auf diese Zielsatzung."

Also nahm er ihm das andere Tuch auch und zog davon und ließ dem Mönch das Nachsehn.

Die Lehre des Reichen.

Zwei gute Gesellen zogen miteinander in den Krieg; und wie es sich denn oft begibt, daß die Fähnlein, wenn man gemustert hat und die Knechte geschworen haben, verschickt werden, eines hieher, das andere dorthin, also kamen auch diese zwei Gesellen voneinander, daß sie lang nicht zusammenkamen, bis eine Schlacht geschah und die Haufen beurlaubt wurden.

Im Heimziehen aber kamen sie auf der Straße von ungefähr wieder zusammen und reisten also einen Tag oder zwei miteinander; da begaben sich viele Reden zwischen ihnen, wie es jedem ergangen war. Es war aber

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der eine sehr reich geworden und hatte viel Geld und Kleinode überkommen; der andere hatte gar nichts. Deshalb spottete der Reiche seiner und sprach: „Wie hast du doch getan, daß du so gar nichts überkommen hast?" Der Arme antwortete und sprach: „Ich habe mich mit meiner Besoldung beholfen, habe nicht gespielt und auch nicht den armen Bauern das ihre genommen; sie haben mich zu übel gedauert." Der andere sprach: „So höre ich wohl, du bist einer von den Kriegern, denen Johannes in der Wüste predigte, sie sollten es sich an ihrem Solde genügen lassen." Der Arme antwortete: „Ja, ich meinte, das wäre nicht übel getan." Der andere sprach: „Ach nein, mein lieber Bruder, diese Zeit ist nicht mehr; es geht jetzt anders zu. Wenn du barmherzig sein willst und nicht zugreifen, überkommst du dein Lebtag nichts; du mußt tun, wie ich getan habe. Ich habe nicht gesäumt mit Kistenfegen und andern Ränken; du mußt es nehmen, wo du es findest, und dir niemand zu lieb sein lassen." Der Arme dachte über diese Rede nach.

Es begab sich, daß sie zur Nacht in eine Kammer schlafen gewiesen wurden, und der Arme hatte Acht, wo der Reiche seinen Säckel und seine Kleinode hinlegte; und um Mitternacht stand er in aller Stille auf, packte aus des Reichen Tasche ein golden Kettlein und etwa für zehn Gulden Münz und machte sich damit vor Tag davon. Als es aber Tag ward, erwachte sein Gesell und fand seinen Bruder nicht, dachte gleich, es werde nicht recht zugehn, griff um seinen Beutel und lugte; da mangelte er der Kette und des Geldes. Darum eilte er stracks seinem Gesellen nach. Er ergriff ihn zu Nürnberg und ließ ihn gefänglich einziehen.

Und als ein ehrsamer Rat den Gefangenen zu Rede stellte, warum er denn die Kette und das Geld entragen habe, gab er zur Antwort: „Er hat es mich geheißen." Der andere verneinte und sagte, er habe es ihn nicht geheißen; der bestand aber darauf, er habe es ihn geheißen. Nun begehrten die Herren von dem Armen einen rechten Bericht, wie er es ihm geheißen habe. Da

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

erzählte der Arme, wie er ihm eine Lehre gegeben habe, er solle tun, wie er selber getan habe, und er solle mit niemand Barmherzigkeit haben, sondern solle es nehmen, wo er es finde; er habe denn so getan, hätte es aber nirgends besser und bälder bekommen können als bei seinem Gesellen, der bei ihm in der Kammer gelegen sei.

Also erkannten die Herren, er solle ihm die Kette wiedergeben, aber das Geld behalten, damit er Zehrung habe auf seinem Heimweg, und der andere solle keinen mehr also lehren, reich zu werden.

Der entlaufene Kittel.

Es war ein Bauer von Vischbach an einem Samstag mit Holz gen Nürnberg gefahren, und es war im Sommer, etwa um Bartholomäi. Als er nun sein Holz verkauft und abgeladen hatte, zog er mit seinen Rossen bei St. Lorenzen zum Grünen Baum, wollte also ein Seidlein Wein oder eine Maß trinken, auch einen Häring oder sonst etwas essen, alsdann wieder heimfahren; und konnte also der gute Bauer die Meile nicht ungegessen oder ungetrunken heimfahren. Als er nun seine Rosse in den Stall getan, ihnen auch ein wenig Futter gegeben hatte, da ging er die Stiege hinauf in die Stube. Er hatte aber einen guten neuen barchentenen Kittel, den hatte er an dem Wagen hangen lassen, dachte nicht, daß er ihn verlieren sollte.

Dieweil der Bauer ob dem Essen war, da war eine Galgenkatze gekommen und hatte den Kittel ersehn; den hieß er mit ihm gehn. Der Kittel wollte nicht gehn, da nahm ihn der Dieb und trug ihn, lief also davon auf den Markt und danach bei den Fleischbänken vorbei über den Säumarkt und den Henkersteg auf die Hallerwiese zu, da er dann seine Gesellen fand, denen er seine Beute zeigte und den Kittel anlegte, bot ihn feil unter den andern losen Gesellen. Es war aber keiner da, der ihn hätte kaufen wollen; denn welcher wußte, daß er gestohlen war, der dachte: „Es ist kein Glück in gestohlenem Gut."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Derhalben mußte ihn der Galgenschwengel behalten, setzte sich also fein in seinem Kittel nieder.

Als nun der Bauer eine Suppe gegessen und auch eine Maß Wein getrunken hatte, ließ er sich die Zeche machen, zahlte den Wirt und ging herab, wollte auch anspannen, ging doch zum ersten zu seinem Wagen und sah, ob er seinen Kittel noch habe. Den konnte er nicht ersehn, fragte also des Wirts Sohn, ob er nicht seinen Kittel aufgehoben oder von dem Wagen genommen habe. Des Wirts Sohn sprach Nein. Der Bauer ging wieder in die Stube, fragte auch die andern Bauern, die drinnen saßen, ob keiner seinen Kittel gesehn habe. Da sagte ein jeder, er habe keinen auf dem Wagen gesehn. Nun ward der Bauer traurig und merkte wohl, daß er seinen Kittel verloren hatte; denn es geschieht oft, daß die Schelme auch Ketten und andere Dinge von den Wagen stehlen. Ging also der Bauer mit Trauern auf den Säumarkt und wollte sehn, ob ihn der Dieb etwa ausgelegt habe, auf daß er ihn verkaufe; ging also bei allen Kramen, fand aber keinen Kittel, der sein gewesen wäre. Da fiel ihm von ungefähr ein, er wolle auf die Hallerwiese gehn und sehn, ob er vielleicht den Schelm finden möchte, der ihm den Kittel gestohlen hatte und ihn etwa anhätte; denn er hatte oft sagen hören, daß sich viel loses Gesinde auf der Hallerwiese halte: wiewohl man sie viel mit Gärten ausbaut, so findet man ihrer dennoch stets darauf.

Als nun der Bauer auf die Hallerwiese kam, sah er den Dieb in seinem Kittel sitzen, und der Dieb hatte ein wenig Stroh dran gebunden, denn er feil war. Der Bauer ging hinzu, fragte, wie er ihm den Kittel gebe. Der Dieb sprach: „Um sieben Pfund." Der Bauer sprach: „Ei, er ist zu teuer." Ging also ein kleines zu dem Zaun und riß daraus einen starken Knüttel, gab aber acht, daß ihm der Dieb nicht aus dem Gesichte komme. Als der Bauer den Stecken ledig gemacht hatte, ging er, als wäre ihm nichts darum, und sprach: „Willst du mir den Kittel um fünf Pfund geben, so will ich

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ihn dir zahlen." Der Dieb sprach Nein. Alsbald fing der Bauer an und schlug auf den Dieb mit dem Bengel ein, aber nur auf den Kittel. Der Dieb fing zu schreien an. Der Bauer schlug immer zu und sprach auf den Kittel ein: „Daß dir Gott die Pestilenz gebe! Mußt du mir denn von dem Wagen gehn? Das hätte ich dir nicht zugetraut." Schlug immer auf den Kittel und sprach auch stets: „Mußt du mir von dem Wagen laufen?"

Da der Bauer nicht aufhören wollte, nahmen zuletzt die andern Frieden und fragten ihn, warum er den also schlage. Der Bauer sprach: „Ich schlage ihn nicht, ich schlage nur meinen Kittel, daß er mir von meinem Wagen gegangen ist." Fing damit wieder an, auf seinen Kittel zu schlagen. Als der Dieb hörte, daß der Kittel des Bauern war, warf er ihn flugs von sich. Der Bauer nahm ihn, ging ins Wirtshaus zurück und sagte dem Wirt, wie sein Kittel auf die Hallerwiese gegangen sei, da habe er ihn holen müssen. Sagte ihm auch, wie es ihm ergangen sei; deß der Wirt und die andern Bauern lachten. Fuhr also der Bauer wieder heim und ließ den Dieb mit viel blauen Flecken auf der Hallerwiese.

Der hatte seinen rechten Lohn empfangen, daß er den Kittel hinausgetragen hatte. Ist er, der Dieb, gescheit gewesen, so wird er keinen Kittel mehr hinausgetragen haben. Aber die Schelme stoßen sich nicht daran, meinen immer, sie wollen etwas davonbringen, bis sie gar an den Galgen kommen. Warne sich ein jeder selber.

Der Ort des Herzens.

Harnisch ist gut, spricht man, wer es zu brauchen weiß, wie jener Bauer getan hatte, der ein Hufeisen fand und steckte es unter den Gürtel: danach schoß einer mit einem Pfeil nach ihm und traf von ungefähr das Eisen, sonst hätte es sein Leben gekostet.

Dieser Meinung war auch ein Bauernknecht in der Artelerei anno 1546 vor Gengen. Der fand im Lager ein Stück Panzer, etwa eine Handbreit, gedachte es besser

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu gebrauchen, brachte es dem Schneider, der ihm ein paar Kriegerhosen — wie sie die hessischen Bauern nennen — machte, und befahl ihm, das Stück Panzer ins Wams vor das Herz zu nähen. Der Schneider sagte ihm das zu, und als das Kleid fertig, nähte er ihm das Stück Panzer zwischen das Futter an den Hosen hinten am Gesäß. Wie aber der Bauer die neuen Hosen und Wams anlegte, suchte und griff er gar sehr mit Fragen nach dem Panzer. Antwortete der Meister, er solle zufrieden sein und keinen Zweifel tragen, daß er es ihm nicht an den rechten Ort gemacht; damit er sich schweigen ließ und froh war, wo auch das Stück Panzer bleibe.

Nun weiß ein jeder, der in demselben Zug mit gewesen, daß der großen Menge und des langwierigen Lagers halber die Fütterung schließlich drei Meilen weit und weiter geholt werden mußte. Wer läßt sich aber gern das Seine mit Gewalt nehmen, sonderlich wenn er es abwenden kann? In solchen Händeln macht es der Schmerz und der Verlust von Hab und Gut, daß sich auch die Kleinmütigen mit Gefahr ihres Lebens begierig der Rache verwegen. Also taten diesmal auch die verderbten Bauern auf den umliegenden Dörfern; wenn sie die, die aus dem Lager nach Stroh, Heu, Hafer usw. kamen, nicht mit Worten abschrecken konnten, gaben sie ihnen an dem Hundshafer zu dreschen. Samt andern und mit wenigen Wagen hatte sich Obgemeldeter mit dem Panzer zu weit vertan, und als sie, ohne vorherige Aushandlung, die Frucht aufladen wollten, brachen die, denen sie gehörte, mit Flegeln und Gabeln plötzlich hervor, um ihnen den Kauf zuzuschlagen. Die aus dem Lager hatten zu wenig Geld mitgenommen und mochten diesen Markt nicht halten, liefen derhalben weidlich davon. O, wie ging es da dem einen so übel! er blieb, wie er über einen Zaun springen wollte, mit seinen Kriegerhosen hangen; einer von den Gegnern säumte nicht lange, stach von hinten auf ihn los, daß ihm die Nähte an den Hosen rissen, er hinüberfiel und also entkam.

Von solchem Stoß empfand er Schmerzen, fühlte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

doch nicht, daß er wund wäre, besah derhalben seine Hosen, wurde des Panzers, der den Stich aufgehalten, gewahr, und sobald er wieder ins Lager gekommen, ging er zu dem Schneider, tat seinen Hut ab, dankte ihm und sprach: „O lieber Meister, Euch soll ich billig Lob nachsagen; Ihr seid der rechte Mann und wisset, wo mein Herz liegt."

Ein ehrliches Anerbieten.

Ein unnützer, nasser Vogel, wie man denn solche Gesellen zu heißen oder zu nennen pflegt, der zu vielen Malen um kleine Diebstähle im Gefängnis gelegen war, sich aber allemal ausgeredet hatte, so daß er allwege davonkam, trieb es zuletzt dermaßen arg, daß man ihn nicht mehr erleiden konnte. Darum ward er wieder gefangen, und die Sachen rochen so zusammen, daß er mit kaiserlichen Rechten zum Tode verurteilt wurde, daß man ihn henken sollte.

Als ihm aber die Herren, wie man denn tut, einen Tag oder drei vorher, ehe man ihn abtat, das Urteil brachten, damit er sich darein schicken könne, und als er vernahm, daß er gehenkt werden solle, stellte er sich so seltsam, daß sich alle verwunderten. Und nachdem er sich lang dem Urteil wiedersetzt und ihnen angezeigt hatte, daß er es gar nicht anzunehmen brauche, da es ihm zu streng sei und er es nicht würde erleiden können, sprach er in Summa: „Ich werde das Urteil nicht annehmen; Gott gebe, was Ihr macht, so werde ich es nicht tun. Aber das will ich tun: damit Ihr, meine Herren, sehet, daß ich nichts Unbilliges begehren will, so schneidet mir beide Ohren ab und haut mich mit Ruten aus, und ich will Euch noch zehn Gulden dazu geben. Ist das nicht ein ehrbares und ehrliches Anerbieten?"

Über das ehrliche Anerbieten mußten die Herren lachen und hinterbrachten es ihren Oberherrn. Also wurden sie zu Rat und kamen seinem ehrlichen Anerbieten nach und sagten ihm, wenn er noch einmal käme, so

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

müßte er den Galgen umreißen oder daran erwürgen. Also kam er nimmermehr.

Naßkittels Galgenfahrt.

Nachdem aus erheblichen und des Strangs wohl würdigen Ursachen Naßkittel mit dem Strang vom Leben zum Tod verurteilt und verdammt war, hat er seine Fratzen auch bis auf den letzten Leitersprossen nicht hintansetzen wollen. Denn als man ihn jetzo zu seiner

ganz wohl verdienten Strafe ziehen wollte, hat man ihm nach wohl erbrachtem Brauch und christlichem Wohlmeinen mit zwei Seelsorgern versehn, welche ihm denn erstlich das Gesetz von wegen seiner bösen Possen und Praktiken und daß er nicht böser Gesellschaft müßig gegangen, wohl eingebleuet und ihm scharfe, durchbrennende Worte vor die Nase gehalten, auf welches er dann geantwortet, daß er solches sein Lebtag fleißig observiert habe, auch böse Gesellschaft, soviel ihm immer möglich, mit allem Fleiß vermieden, bis ihn endlich die zwei Pfarrherrn unter ihre Klauen bekommen hätten und er sich vor solcher böser Gesellschaft nicht habe hüten können.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hierauf ist er von den Herrn Predigern hart angefahren worden, welches alles er doch in den Wind geschlagen, sagend: „Ist es denn nicht wahr? Ihr gebt mir ja gute Worte, bis Ihr mich an den Galgen bringet. Potz Element, eine schöne Gesellschaft! es ist mir mein Lebtag mit keiner Gesellschaft übler gegangen, habe bei andern meinen Spießgesellen allzeit noch einen gesunden Magen davon getragen, da ich doch jetzo auch die Schuhe hinten lassen muß."

Als ihn nun die Seelsorger auch deshalb heftiglich straften und ihm, wenn er davon nicht beizeiten abstünde, mit der ewigen höllischen Verdammnis drohten, kehrte er sich doch gar nichts daran; denn als man ihn an einem Strauch vorüberführte, sprach er zu dem einen Beichtvater: „Potz, lieber Herr, seht, da habe ich einmal junge Vögel ausgehoben, ist wahrlich eine lange Zeit, vermeine, es werden wohl die letzten gewesen sein, wenn es nicht anders hergehn will." Und weiters, da er des hölzernen Schwengelgalgens, der an einem Wassergräblein gestanden, ansichtig worden: „Ist das mein Begräbnis? Ich glaube, wenn ein schlechterer Galgen in Deutschland wäre, Naßkittel hätte in dieser Feldglocke Schwengel werden müssen. Ist doch, beim Chrisam, wohl versehen, bedenket es doch selber, daß ich, wenn ich herunterfiele, die Schuhe alle beide voll Wassers füllen würde."

Und in Summa, da er das Vaterunser fast ausgebetet und dahin gekommen war: Sondern erlöse uns vom Übel usw., hat er mit heller Stimme gerufen: „O Herr, jetzt wäre es Zeit, komm, komm und hilf, es ist hohe Zeit"; hat also mit solcher Spötterei und Gotteslästerung sein Leben geendet.

Das schädliche Mehl.

Einmal führte man einen hinaus, den wollte man henken. Da führte man ihn an eines Brotbäckers Haus vorbei, da lag neubacken Brot an dem Laden, das roch so herzlich wohl, daß den armen Mann danach gelüstete;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er sprach: „Wäre doch etwa ein Mensch, der mir ein Weißbrot kaufte!" Der Nachrichter gab einen Heller für ein Weißbrot und schnitt ihm ein Stückchen an einem Ende herunter und gab es ihm in den Mund.

Der Dieb sprach: „Lieber Meister, schabt mir das Mehl unten an dem Boden ab; man spricht, es sei gar ungesund." Der Nachrichter sprach: „Es ist dir gesund genug, solang du noch zu leben hast."

Er ist auch dabei!

War einer zu Rottenburg am Neckar, der von wegen greulicher Gotteslästerei zum Tod verurteilt war, daß man ihn ertränken sollte. Und als er nun hinausging und die kleinen Buben eilends nachliefen, daß sie bei der Sache dabei wären, kehrte er sich zu den nacheilenden Buben: „Verschnaufet ein wenig und eilet nicht so gar; denn ich selbst gehe gemach und werde doch auch bei dem Spiel dabei sein."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Von Fatzleuten und Speivögeln.

Die Fußwaschung.

Es ist gewöhnlich, daß der Papst am Gründonnerstag zwölf armen Menschen die Füße wäscht. Da ihnen der Papst die Füße nur obenhin wusch und ein Kreuz machte und sie küßte, da sprach einer unter ihnen: „Heiliger Vater, zwischen den Zehen liegt der Schatz.“

Der Papst lachte und hieß ihm mehr geben denn den andern.

Die Nürnberger und der Bischof von Bamberg.

Es ist ein Bischof zu Bamberg gewesen, der hatte einen Narren, der meinte, er sei Jesu Bruder und beging darum stets mit seinem Gaukeln den Eintritt Jesu zu Jerusalem, das Leiden und die Auferstehung. Nun hatten die von Nürnberg mit dem Bischof zu verhandeln gehabt,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

derhalben daß er etliche Leute in ihrem Gerichte gefangen und ihnen zu nahe gegriffen habe. Und als die Sache durch die Rede vertragen war, ließ der Bischof die von Nürnberg zu Tische laden, und als sie wieder heimziehen wollten, gab ihnen der Bischof die Hände.

Der Narr sah das Gepräng, Händeküssen, Bücken und Händegeben und sprach: „O lieber Bruder Jesu, am Palmtage empfing man dich schön; wie gings dir aber hernach? Sie schlugen dich danach an ein Kreuz", als wollte er sagen, es sei lauter Spiegelfechten, es werde doch keines dem andern Glauben halten.

Die Geschwister.

Zu Einsiedeln im Schweizerland hat es sich begeben, daß viele Leute, um ihre Wallfahrt zu vollbringen, hingekommen sind. Da hat es sich gegen die Nacht in einem Wirtshaus, als man aß, zugetragen, daß die Pilger geredet haben von der lieben Maria zu Einsiedeln, wie sie gar so gnädig sei, auch von den Wunderzeichen, die sie getan habe. Unter die Pilger war auch ein guter Gesell geraten, der nicht der Wallfahrt, sondern seiner Geschäfte halber hingekommen war, und der aß mit ihnen zu Nacht. Als nun die Pilger so viel Gutes von der lieben Maria behaupteten, redete er auch das seine dazu und sagte: „Wie würdig schätzet ihr sie doch; sie ist meine Schwester."

Als das die Pilger und auch der Wirt erhörten, erstaunten sie, und diese Rede ward so ruchbar, daß sie auch dem Abt kundgetan wurde; der ließ diesen guten Gesellen, als er vom Tische aufstand, fahen und über Nacht in den Turm legen.

Am nächsten Tage wurde der Übeltäter vor den Rat gestellt mit heftiger Klage, daß er die Mutter Gottes geschmäht habe und gesagt, sie sei seine Schwester, und man fragte ihn, was er damit gemeint habe. Da antwortete er: „Ja, die Maria zu Einsiedeln ist meine Schwester; und noch mehr: der Teufel zu Konstanz und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

der große Gott zu Schaffhausen sind meine Brüder." Die Herren vom Rat entsetzten sich ob dieser Rede und steckten die Köpfe zusammen, sprechend: „Gewiß ist dieser ein Heiligenschmäher." Der oberste Richter fragte ihn weiter, um etwas mehr aus ihm herauszubringen: „Wie darfst du so schnöde Worte hier ausstoßen, da jetzt von allen Ländern Pilger hier sind, so daß es allenthalben erschallen wird?" Antwortete der Übeltäter: „Ich habe recht geredet; denn mein Vater ist ein Bildhauer gewesen, der hat den Teufel zu Konstanz gemacht und den großen Gott zu Schaffhausen und auch euere Marie und auch mich; darum sind wir Geschwister."

Also lachten sie alle und ließen ihn ledig.

Der Pfiff zur Lüge.

In einem Dorfe hatte es verwöhnte, schalkhafte, böse Bauern, die im Wirtshaus mit Schelten und einander Lügner heißen zu often Malen zusammen schlugen und stachen; das hatte ihnen der Pfarrherr gar oft von der Kanzel gewehrt, aber es half leider nichts.

Als nun der gute Herr an einem Sonntag, so er nicht viel studiert hatte, seinen Bauern predigen sollte, fing er wieder an, ihnen von ihren Scheltworten zu erzählen, sprechend: „Ihr seid doch unselige Bauern. Habe euch jetzt eine lange Zeit das Fluchen, Schwören, einander Lügner heißen, Schlagen und Raufen gewehrt; aber es ist je länger, desto böser, heißet einander so freventlich Lügner, woraus sich denn aller Hader und Zank erhebt. So einer lügt und ihn der, der es hört, seiner Lüge halber strafen will, so spreche er nicht trutziglich: „Du lügst", sondern pfeife dazu. So wirds dann dieser wohl merken und es ins Gespött ziehen. Pfui, es ziemt euch nicht." Und das merkte sich auch ein schandbarer Bauer hinten in der Kirche.

Der Pfarrherr ließ von dem und predigte ihnen von der Erschaffung des ersten Menschen, sprechend: „Lieben Untertanen, der allmächtige Gott, so er Himmel und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erde gemacht, hat es ihn gut gedäucht, den Menschen zu machen, und hat einen Lehmklotz zusammengewalzt, wie einen Menschen geformt und ihn dann an einen Zaun gelehnt, auf daß er fest werde." So das der schandbare Bauer erhörte, pfiff er überlaut. Der Pfarrer merkte es und sprach: „Wie, Bauer, meinst du, ich lüge?" „Nein, Herr," antwortete der Bauer; „wer hat aber den Zaun gemacht, so noch kein Mensch ist auf Erden gewesen?"

Man spricht: „Wie der Pfaff, also sind auch seine Untertanen."

Der Teufel am Sterbebette.

In einem Dorfe predigte einmal ein Pfaff von dem Absterben aus dieser Welt und machte des Dinges so viel, daß es die Bauern verdrießen tat. Endlich sagte er, auf die Welt werde nie kein Mensch geboren, so müßte er, wenn er abscheiden sollte, zuvor an seinem Totenbette den Teufel sehn.

Es war aber ein Bauer in der Kirche, der hub, wie der Pfaff also heftig davon predigte, zu pfeifen an. Der Pfaff ward zornig und sagte, ob er ihn einen Lügner heiße. Der Bauer sagte: „Nein, Herr, es hat aber sonst ein Häkchen."

Der Pfaff verklagte den Bauer, er habe ihn öffentlich in seiner Predigt der Lüge gestraft. Das war der Bauer nicht geständig, sagte, er habe nur gesagt, es habe ein Häkchen, und das sei wahr, und er könne dem auch keinen Glauben geben; denn er habe einen Bruder, der sei blind geboren, habe sein Lebtag nie kein Stück gesehn: wie es sich denn aber begeben sollte, daß er sehn würde, wenn er stürbe? denn es wäre unleugbar, es müßte sonst eine andere Meinung haben.

Die Amtleute lachten des Bauern, sahen wohl, daß es ein ägyptisch Kind war, ließen ihn also ungestraft ziehen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Der Branntwein des Stadtvogts.

In einer Stadt im Schwabenland war ein Abenteurer, ein seltsamer Fatzmann, und wiewohl es nicht seines Handwerks war, hatte er alle Morgen neben seiner andern Ware gebrannten Wein feil, und seinen Laden hatte er zunächst an der Kirchentür; und alle Morgen sammelte sich eine gute Gesellschaft von Handwerksgesellen und Meistern und allerlei Volk bei seinem gebrannten Wein, also daß sie da so mancherlei Geschwätz und neue Mären ausrichteten. Und da dort die Pfaffen einundausgingen, wurden sie auch etwa von ihnen gespeiet; derhalb es die Pfaffen erwirkten, daß ihm durch die Obrigkeit verboten wurde, fürder an Sonntagen Branntwein feil zu haben.

Dies hielt er nicht lang, sondern fing allgemach wieder an, den Laden am Sonntag aufzutun; derhalb ihm der Vogt oft drohte, er wolle ihm die Gläser samt dem Branntwein nehmen. Da dies der obgemeldete Abenteurer vernahm, rüstete er ein großes Glas zu mit Lauge und ein wenig Safran oder was er darunter tat, weiß ich nicht, in Summa, daß es aller Gestalt einem Branntwein gleich sah, und stellte das an einem Sonntag auf den Laden. Solches ward dem Stadtvogt von Stund an durch seiner Diener einen zu wissen getan. Also eilte der Vogt in seinem großen Zorn samt seinen Dienern dem Branntwein zu. Als ihn aber der Abenteurer von ferne kommen sah, tat er alle andern Gläser und Schüsseln hinweg und ließ das Glas mit dem gemachten Trank stehen. Und der Vogt fuhr ihn, da er zu ihm kam, mit zornigen Worten an; der Branntweinmann aber stellte sich einfältig, als ob er erschrocken wäre. In dem erwischte des Vogts Diener das Glas und meinte, er habe eine Beute erholt; als aber der Vogt samt seinen Knechten nach Haus kam, brachten sie eine große Schüssel herbei und schütteten den Branntwein darein und streuten Zucker darauf und vermeinten eine gute gebrannte Suppe zu essen. Wie aber der Vogt als der Herr den ersten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bissen aß und die Knechte geschwind hinnach, sah einer den andern an und ward unter ihnen ein großes Ausspeien und Fluchen; wie sie aber recht lugten, was in dem Glase sei, so fanden sie, daß es eine alte Lauge war. Also schickte der Vogt zwei Diener hin, sie sollten den Schalk fangen; der aber hatte sich hinweggemacht.

Am Morgen verklagte ihn der Vogt vor den Herren; also wurde er beschickt und ihm Geleit gegeben. Da er vor die Herren kam, sagten die Herren: „Sag an, du Schalk, wie darfst du einem solchen ehrlichen Mann einen solch wüsten Trank für Branntwein geben?" Er antwortete und sprach: „Gnädige Herren, ich habe ihm den Trank nicht gegeben, sondern er hat ihn mir mit Gewalt genommen. Hätte er einen guten Branntwein von mir geheischt, ich wollte ihm wohl einen gegeben haben; denn das Glas, so er mir genommen hat, ist nur ein Schaustück, daß man sehe, daß ich Branntwein feil habe, auch daß mir, wo es mir zerbrochen würde, kein großer Schade geschehe."

Also hießen die Herren den Abenteurer heimgehn, bis daß man wieder nach ihm schicken werde; und hatte der Vogt samt seinen Knechten den Schleck versucht.

Ballspieler und Roßtäuscher.

Es ritten einmal viel Kaufleute miteinander gen Frankfurt in die Messe, etwa zehn oder zwölf, und war auch ein Roßtäuscher unter ihnen. Und auf eine Nacht, als man schlafen gehn sollte, legte man etwa zwei zusammen, da man nicht genug Betten hatte. Da lag auch der Roßtäuscher bei einem, der sprach: „Guter Gesell, ich bin ein Ballschläger, und etwa träumt mir, wie ich die Bälle schlage; so ich dich heute Nacht etwa auf die Nase treffe, so wisse, daß es von ungefähr geschieht und in dem Schlaf." Der Roßtäuscher verstand die Sache und antwortete: „Ich gehe viel mit Pferden um, und mir träumt oft, wie ich sie auf den Verkauf zureite und sie mit den Eisen stupfe." Und er stand als ein einfältig

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Schäflein auf, als wollte er seinen Wein ablassen, und legte seine Sporen an seine Füße.

Da der um Mitternacht anfing, die Bälle zu schlagen, und den Roßtäuscher traf, da fing der Roßtäuscher zu reiten an und traf den Bälleschlager mit den Sporen in den Rücken und in die Schenkel, und wo er ihn traf, da lief Blut heraus. Da ward wahr, was David sprach: Abyssus abyssum invocat. Das ist: Es ist bös Fuchs mit Fuchs fahen.

Das Bett auf dem Tische.

In ein Wirtshaus kam ein Gast. Da man schlafen gehn sollte, da legte man jedermann in eine Kammer, ausgenommen ihn. Da jedermann schlafen war, da rief der gute Gesell und sprach: „Wirt, wo liege ich?" Der Wirt sprach: „In der Stube auf dem Tisch findest du Leilach, Kissen und Decken."

Da am Morgen der gute Gesell weggehn wollte, da hofierte er auf den Tisch und tat das Blatt wieder zu — es war ein zusammengelegter Tisch — und sprach zu dem Wirt: „Die Leilachen, Kissen und Decken liegen alle beieinander auf dem Tisch; ade, Gott behüt dich." Der Wirt sprach: „Es ist recht", und da er in die Stube kam, da stank es so übel. Sie suchten unter den Bänken und hinter dem Ofen, sie konnten nichts finden; hintennach fanden sie den Schatz auf dem Tisch liegen.

Der Wirt sprach: „Er hat mir recht getan; hätte ich ihn in eine Kammer schlafen gewiesen, so hätte er mir die Bosheit nicht getan."

Der Eidotter.

So einem Paul Wüst, der treffliche Possenreißer unbekannt wäre, so wird ihn wohl jeglicher Leser leichtlich aus dem einen Schwank erkennen. Kamen an einem Abend drei Gesellen von wegen des Spiels, das damals im Herzogtum Württemberg verboten war, bei einem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wirt im Remstal zusammen; mit dem, der ein gar vorwitziger Mann war, waren sie übereingekommen, daß er die Tür verschließe, den Riegel vorlege und niemand einlasse, auf daß sie nicht beim Spiele betreten würden und die darauf gesetzte Strafe erleiden müßten, und der Wirt bewilligte ihr Begehren leichtlich in der Gier nach Nutz und Gewinn und nahm das Geding an.

Als sie nun eine Weile gespielt hatten, kam abgeredeter Maßen jener Paulus Wüst vor das Haus und klopfte an die Tür. Die Spieler aber, durch deren Trug er da war, hielten sich still und stellten sich, gleich als ob es einer wäre, der ihr Spiel argwöhnte, befahlen derhalben dem Wirte, daß er niemand sollte auftun. Je stiller sie aber drinnen waren, je ungestümer und stärker stieß der draußen mit Händen und Füßen wider die Tür. Endlich sagte einer der Gesellen: „Geh hin, Wirt, und forsche von ihm, was neuer Dinge er etwa bringt, daß er so ungestümlich an die Tür springt."

Der Wirt, den die Lust, neue Mär zu erfahren, gepackt hatte, ging ihn fragen, und Paul Wüst antwortete ihm, er könne Eier legen; geschwind verkündigte das der Wirt den Gesellen, die bei ihm herbergten, und bat sie inständigst, daß er den Menschen einlassen dürfe, auf daß er das Wunderwerk möge sehn und erfahren. Zuletzt gaben sie des Wirts anhaltendem Bitten und Begehren nach und erlaubten ihm, den Klopfer einzulassen, doch also, daß ihr Spiel nicht verraten würde. In der größten Gier, etwas Neues zu erfahren, sprang der Wirt auf, lief hin, tat den Riegel weg, empfing den verkleideten Menschen mit gar freundlichen Worten, setzte ihn hinter den Ofen in die Finsternis gleich als eine Gluckhenne und forderte, er solle die Kunst beweisen, deren er sich gerühmt habe.

Paul unterzog sich der Aufgabe, hatte aber schon vorher zwei Eier eine lange Zeit an der bloßen Haut im Busen gewärmt und getragen, so daß sie ganz warm geworden waren. Wie er nun eine Weile gesessen war, rief er den Wirt, der solle ihm die Hand unterhalten und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

fein gemach das Ei wegnehmen. Der Wirt lief leise hinzu, empfing das Ei, zeigte es den Spielern, schwor bei Gott und allen Heiligen, es sei noch warm, und bat Paulum, er solle noch eins legen. Der weigerte sich mit Arglist und sagte, es müßte gar eine gute und seltsame Henne sein, die an einem Tag zwei Eier legte. Der Wirt ließ aber nicht nach, bis sich Paul ihm fügte und ihn herbeirief, er solle das andere Ei hinnehmen; der Wirt trat hin, nahm das Ei in die Hand, das wie das vorige noch warm war, trug es hervor in die Stube und mochte ihn um dieses unerhörten Werkes willen nicht genugsam mit Lob erheben.

Endlich bat er Paulum bei Gott und allen Heiligen, daß er noch ein drittes bringe, und verhieß ihm, er werde fürder unbekümmert bleiben. Antwortete Paulus, das würde ihm mächtig schwer werden; „denn ich besorge," sagte er, „daß sich etwa, so ich mich sollte über meine Natur ängstigen, der Eierstock in mir auflöse und gar verderbe, woraus mir dann würde meines Leibes Erhaltung fehlen." Je mehr es aber Paul abschlug, je mehr hielt der Wirt mit seinem Flehn an, bis Paulus einwilligte und sagte, er wolle es zum dritten Male versuchen, Gott gebe, wie es gerate.

Wie nun aber seine Zeit war, einen Kot zu machen und seinen Leib zu ringern, rief er: „Komm eilends her, Wirt, und empfange den Dotter; denn dieses letzte Ei wird keine Schale haben. Gib acht, daß es nicht auf die Erde falle und also zunichte werde." Der Wirt, so mehr denn billig gläubig und vorwitzig war, sprang behend hin und hielt beide Hände unter. Paulus aber ließ kein Ei, sondern den Unflat seines Bauches und schrie: „Ach, in was für großen Schaden hast du mich gebracht! fürder werde ich, wie ich erstlich befürchtet, kein Ei mehr legen können." Der Wirt aber vermerkte jetzt den Betrug und hätte Paulum schier mit dem Schwert angefallen, wäre der nicht hinter die Spieler gesprungen und hätte die Larve abgerissen.

Eine feine Historia für einen Vorwitzigen, daraus

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sich alle ein Exempel nehmen sollen, die allzu große Begier tragen nach neuer Mär.

„Herr Gott, behüt uns."

Im Schweizerland gen Zürich ist ein Landsknecht in ein Wirtshaus gekommen und den Wirt um Herberge begrüßt, und der Wirt sagte ihm die Herberge zu. Zur Nacht hat der Wirt beim Essen dem Landsknecht einen sauern Wein vorgesetzt, der von einem übelgeratenen Jahr war, und so ihn die Leute tranken, sprachen sie: „Herr Gott, behüt uns, wie ist der Wein so sauer!", also daß der Wein von dem Jahr den Namen behielt „Herr Gott, behüt uns". Als nun der Landsknecht aß und auch den sauern Wein versuchte, sprach er: „Potz Trauben Ast! Herr Wirt, wie ist der Wein so sauer!" Antwortete der Wirt: „Unsere Weine sind derart, daß sie erst im Alter gut werden." Spricht der Landsknecht: „Wirt, und wenn er so alt würde, daß er auf Krücken ginge, würde nichts Gutes daraus."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Von Handwerk und anderer Hantierung.

Studentenweisheit.

Zwei Studenten gerieten einmal in ein weitläufiges Colloquium und Gespräch, diskurrierten und handelten in demselbigen — wie denn in ihrer Zusammenkunft, entweder bei Tisch, oder bei ehrlichen Gastungen, oder aber wann sie sich sonsten auf ihren Musaeis und Studierstuben durcheinander besuchen, zu geschehn pflegt — von mancherlei lustigen Sachen; unter anderm fiel bei ihnen vor, welches Handwerk doch die meisten Diebe unter sich habe. Der eine riet die Schneider, hernach die Müller und endlich die Bäcker. Als aber diese alle von dem andern abgelehnt wurden, ward der erste überdrüssig, weiter zu raten, sagte, wenn es denn nach den Handwerken zu raten gelten sollte, wollte er die Juden raten, die denn die allerlistigsten Diebe seien und solche unter sich hielten. Auf welches dann der andere geantwortet, ob er wohl etwas geraten, habe er doch den rechten Zweck allerdings noch nicht wohl getroffen; „sintemalen", sprach er, „die Balbierer die größten und meisten Diebe unter sich haben, welche dann bisweilen manchem großem Diebe Haar und Bart, wiewohl unwissend, abscheren müssen."

Ein Gleichnis von den Müllern.

Ein Narr wurde etlicher Müller ansichtig; da scherzte er mit ihnen und verglich sie unserer lieben Frau, weil sie gern weiße Kleider trügen, eine Farbe, die der Keuschheit, worin die Mutter Gottes am höchsten stehe, zugerechnet werde. Das gefiel den Müllern gar wohl, und sie hörten ihm noch aufmerksamer zu.

Da verglich er sie zum andern Mal auch unserer Frau und sagte, wie die heilige Maria eine Jungfrau gewesen sei vor der Geburt, in der Geburt und nach der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Geburt, so seien die Müller Diebe vor der Mühle, in der Mühle und hinter der Mühle.

Das verdroß sie so übel, daß er sein Heil in der Flucht suchen mußte.

Der fromme Müller.

Bei einem Edelmann war ein anderer zu Gast. Wie nun der Fremde in etwas Gedanken saß und spekulierte, ward er von dem, der ihn geladen hatte, ermahnt, fröhlich zu sein, und gebeten, zu eröffnen, was ihm anliege. Dieser sprach, wie er nachdenke, wo er einen frommen Müller, dessen er hoch benötigt sei, bekommen möchte; würde er ihm darin einen Weg zu weisen wissen, sollte er ihm einen sehr angenehmen Dienst tun. Jener sagte, solches könne von ihm gar leicht geschehn, wie er ihm auch für den Müller, den er ihm anzeigen werde, mit gutem Gewissen im Notfalle tausend Eide schwören könnte.

Der fremde Edelmann ward gehörter Rede halber nicht wenig erfreuet und bat ihn fürder, ihm von dem Namen des Müllers und von dem Ort, da er wohne, zu sagen. Antwortete der andere: „Gern. Es hat gestern zu Abend meines Müllers Hausfrau einen jungen Sohn geboren, an dessen Frömmigkeit, die Tat berührend, habe ich keinen Zweifel. Wo Ihr mit diesem nicht begnügig, wüßte ich Euch keinen andern und frommen; denn sobald er sieben Jahr erreicht, ist ein großer Zweifel dabei."

Der Müller und der Bäcker.

Kam ein Bettler zu einem Bäcker und begehrte, daß er ihm von wegen, daß er auch seines Handwerks Genoß sei, ein Almosen gebe. Fragte der Bäcker, was Handwerks er getrieben habe; da antwortete der Bettler, er sei ein Müller gewesen. Der Bäcker sagte: „Wieviel Bauern sind in deine Mühle gefahren?" „Sieben," antwortete der Bettler. „Sieben?" sagte der Bäcker;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„o du grober, ungeschickter Flegel, die hätten alle eher betteln gehn müssen denn ich."

Wollte mit diesen Worten auf den Spruch des gemeinen Manns deuten, da man sagt von dem Stehlen der Müller.

Die lustigen Schneider.

Einmal kamen drei Schneider zusammen in ein Städtlein, heißt Ingweiler, begehrten Arbeit da. Nun war aber ein junger Edelmann mit ihnen gezogen, der hatte im Schloß zu tun; mit ihm ging ein Schneider, der ihn begleitete. Nun verzog sich aber das Geschäft so lang, daß der Edelmann einmal herauskam und zu dem Schneider sagte: „Lieber Schneider, zieh hin zu deinen Gesellen und heiße sie zechen und guter Dinge sein! Ich will bald zu euch kommen."

Der Schneider zog hin; da ihn seine Gesellen alsbald fragten, wo der Junker sei oder was er gesagt habe, sprach der kostfreie Schneider: „Ei, der Junker hat gesagt, wir sollen eine halbe Maß Wein trinken und fröhlich und guter Dinge sein." Dem folgten sie, tranken eine halbe Maß Wein und waren guter Dinge.

Der Tanz mit der Geiß.

Zu Basel haben die Schneider, wie auch andere Handwerker ein schönes Zunfthaus, Zu Rom genannt; darauf hielt einer vor Jahren seinen Ehrentag oder Hochzeit. Weil nun die Schneider nicht gern leiden, daß man sie mit der Geiß veriert, ließ sich doch dieses einer, dem wohl mit Schalkheit war, nicht anfechten, und wie der Tanz im besten Gange war, brachte er auf den Saal eine weiße Geiß, um den Hals und die Schenkel mit Schellenbändern geschmückt, mit solcher Listigkeit, daß es niemand gewahr werden mochte, wer es getan hatte. Als aber die Geiß, der Trommeln und des Hinundwiderhüpfens ungewohnt, von dem Getümmel verirrt war, sprang sie mitten unter die Tänzer und schrie nach ihrer Stimme:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Meeeeeeister, Meeeeeeister, habt Ihr mir die Hosen gepleeeetzt?"

Die Knaben wurden entrüstet, fragten und suchten fleißig den, so die Geiß hingebracht, konnten aber dessen niemand in der Wahrheit bezichtigen. Ein Teil wollte die Geiß tot haben, das achteten die andern für tyrannisch; diese wollten sie zum Fenster hinauswerfen, jene den Tanz aller Dinge unterwegen lassen, dawider abermals andere ihre Meinung sagten, was die Geiß dafür könne, daß sie hergetragen worden sei: sollten sie denn ihrethalben gar vom Tanze abstehn, so wäre das spöttisch, und jedermann würde sagen, eine Geiß allein habe einen ganzen Haufen Schneider verjagt.

Also tanzten die Heinen weiter, solang es sie gut däuchte, und die Geiß mit ihnen; denn sintemal sie von andern Gespöttes gewärtig sein mußten, war es so gut, sie taten es selber.

Die verhaftete Geiß.

Zu H. hatte sich ungefähr vor einem Vierteljahr — ist eine ruchbare wahrhaftige Historie und unleugbare Wahrheit — eines Abends eine Geiß versäumt und verspätet (etliche wollen und sagen, sie sei einem auf seinen Acker gelaufen und habe daselbst Schaden getan und sei deswegen gefangen gesetzt worden), ward derhalben von dem Büttel in das Narrenhaus geworfen. Andern Tags geht der Büttel her und klagt etlichen des Schneiderhandwerks daselbst, daß einer ihres Handwerks, der in Haft gekommen sei, ihrer Fürsprache bei dem Schultheiß begehre, damit er aus dem finstern Tal wiederum ans Licht kommen und, um Weib und Kind desto besser zu ernähren, wiederum arbeiten möge.

Was geschieht? Der Büttel vermeinte, hatte sich auch gänzlich seine Rechnung gemacht, es würden die Schneider, ehedenn sie den Schultheiß angesprochen hätten, den gefangenen Gast besuchen; und wenn sie einen solchen gehörnten, vierbeinigen Schneider gefunden hätten, wollte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

er sie alsdann hiemit weidlich veriert haben. Aber die Sache war ihnen zum heftigsten angelegen; denn wenn sie, dachten sie, zuerst den gefangenen Mitzunftbruder besucht hätten, hätten sie dem armen gefangenen Tropf nur das Maul lang gemacht nach der Erledigung, und wäre erst noch die Frage gewesen, ob sie bei dem Schultheiß etwas erlangt hätten oder nicht, welches dann dem im Steinhaufen und steinernen Mantel noch weher getan hätte. Wäre derhalben besser, daß sie stillschweigend für ihn supplizierten, und was einer nicht weiß, das schadet ihm nicht.

Als sie nun aber ihre Fürbitte getan hatten, weiß der Schultheiß von niemand, der eben verstrickt wäre. Gehn derhalben allesamt und öffnen das Narrenhaus, da dann kein Schneider, sondern die hungrige Geiß hervorgesprungen und eilends nach Hause gelaufen ist. Die Schneider verklagen den Büttel, und der wird nach Erkenntnis der Sachen seines Dienstes entsetzt.

Der Schuster im Ei.

Auf eine Zeit hatte ein Schuhmacher ein Ei gegessen; und ich weiß nicht, ob das Ei zu groß oder ob der Schuhmacher so ein großer, mannlicher Held gewesen ist, daß er in das Ei fiel — nun, es sei, wie ihm wolle, er lag im Ei.

Nun gingen viel Leute vorüber und sahen den armen Schuster im Ei schwimmen, aber niemand wollte ihm heraushelfen, sondern jedermann lachte seiner. Letztlich kam ein Gerber, der sah ihn auch also liegen, dachte: „Ach Gott, wer wird mir mein Leder abkaufen, wenn der Schuhmacher ertrinkt?" Nahm ihn beim Haar und zog ihn wieder aus dem Ei.

Der Schwager des Wirts.

Im Lande zu Schwaben war ein Wirt, der hatte die Gewohnheit, wenn die vom Adel bei ihm einzogen, so

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

hieß er sie Schwager: „Schwager, Gott willkommen! Schwager, das gilt dir.“

Nun war einmal ein Ehrlicher vom Adel, mit acht oder neun Pferden, bei ihm eingekehrt, der nahm sich an des Wirts Schwagerschaft einen Verdruß an und gedachte, wie er ihm eine Schalkheit tun möchte. Er lag einen Tag oder zwölfe in der Herberge, lud Gäste und demmte weidlich; da dann die Zeit kam, daß er reiten wollte, ließ er die Rosse satteln und hieß jedermann aufsitzen. Der Wirt, so ziemlichermaßen die Suppe eingenommen, sah sauer; doch weil er den Edelmann kannte, begann er zu fragen: „Junker, wollt Ihr die Zeche anstehn lassen, so möchte ich wohl leiden, daß Ihr mir eine Handschrift gäbet.“ Der Edelmann sagte: „Warum sollte ich Euch die Zeche zahlen? Ihr seid doch mein Schwager, so gibt kein Schwager dem andern nichts; kommt mit Euerm ganzen Hausgesinde zu mir, will Euch auch als ein Schwager nichts abnehmen.“ Zog davon.

Ich achte, der Wirt werde fortan keinen vom Adel mehr geschwagert haben.

Die Antwort des Goldwäschers.

Es ist geschehn zu Naumburg in Thüringen, daß ein Zungendrescher vor eines Goldschmieds Laden gegangen ist, und als er einen gefunden hat, der übel bekleidet war, einen Bauersmann, der dem Goldschmied etliche kleine Körnlein Golds zum Kaufe angeboten, da hat er ihn gefragt: „Was bist du für ein Handwerksmann?“

Der Bauer antwortete: „Ich bin ein Goldwäscher.“ Sagte der Zungendrescher: „Bist du ein Goldwäscher und hast so böse Kleider an? Ich bin auch ein Wäscher, aber bessere Hadern hab ich an als du, und wasche doch kein Gold.“

Der Bauer antwortete: „Es ist wahr, Herr, so gute Kleider habe ich wohl nicht als Ihr; aber einen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Vorteil habe ich doch vor Euch: wenn man mir gleich in die Werkstatt sch..., so flößet es das Wasser hinweg; wo man aber Euch in Euere Werkstatt täte sch..., so bliebe der Dreck darinnen."

Der Fischer Schwören.

Ein guter, frommer, einfältiger Pfaff, so nie mit dem Teufel zur Schule gegangen war, ging einmal über Feld; er war in seinen Tagen nicht viel gewandert, hatte wenig von weltlichem Brauch erfahren. Das gute Herrlein kam in einen sehr dicken Wald, darin überfiel ihn die Nacht so gählings, daß er nicht wußte, woaus oder wohin er sollte. Es umgab ihn eine sehr große Angst; er ging hin und wider in dem Wald. Zuletzt kam er zu einem großen Wasser; da ward er gewahr, daß Leute vorhanden waren. Erst lief ihm die Katze den Rücken hinauf; denn er besorgte, es seien Mörder, so ihren Aufenthalt in dem Wald hätten. Der gute Pfaff säumte nicht lang, kroch zu allernächst am Wasser in eine dichte Hecke, sich vor den Leuten, so er reden hörte, zu verbergen.

Der Mond schien gar hell, daß er weit auf das Wasser sehn mochte; in dem sieht er vier Fischer in zwei Weidschiffen daherschalten, die warfen ihr Garn gleich an dem Hamen in das Wasser, da der Pfaff in der Hecke stak. Als sie das Garn wieder einziehen wollten, war ihnen ein großer Dorn in das Garn gekommen, davon sie ganz unwirsch und ungeduldig wurden; fingen gar grausam zu schwören an. Als das der Pfaff hörte, ward ihm gar Angst; denn er dachte, Gott werde das ganze Erdreich von wegen solcher ungebührlicher Schwüre untergehn lassen, wie es denn kein Wunder wäre. Nun als die Fischer die Dornen aus dem Garn geledigt hatten, stiegen sie in ihren großen Wasserstiefeln an das Land, zogen ihre Brotsäcke hervor; und wie ihr Brauch ist, fingen sie tapfer zu schlemmen an. Stiegen nach dem Schlamm wieder in ihre Schiffe und fuhren weiter nach ihrer Nahrung. Dies alles hatte der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gute Pfaff gesehn und gehört, konnte oder wußte sich aber daraus nicht recht klug zu werden. Er erwartete den Tag mit großen Sorgen. Als der jetzund vorhanden war, kroch er aus der Hecke, ging so lang, bis er aus dem Wald kam. Da sah er erst, wo er daheim war.

Am nächsten Sonntag, als er seine Predigt vollendet und nach gemeinem Brauch für alle Stände, geistlich und weltlich, bitten ward, fing er zuletzt an und sagte: „O lieben Freunde, helft mir Gott bitten für das Volk in den großen Stiefeln, so zur Nacht auf dem Wasser fahren, daß ihnen kein Dorn ins Garn komme! Sonst fangen sie zu schwören an, es möchte der Himmel herabfallen. Ich sag euch, daß es ein unnütz Volk ist; was andere Leute des Tags ersparen, fressen sie zur Nacht. Gott sei gedankt, so mir von dem unnützen, gefräßigen Gesind geholfen hat."

Diese Fabel sei gleich ein Gedicht oder eine Geschichte, so ist doch leider ein solcher böser Brauch bei den Fischern entstanden (aber nicht bei allen), daß ich glaube, man finde unter allen Hantierungen kein solch ruchloses Volk, so bei ihrer bittern, sauern und sorglichen Arbeit Gott also lästern, daß es wahrlich kein Wunder wäre, Gott strafte sie gleich auf der Stelle. Der Herr gebe seine Gnade, damit solche Gotteslästerei bei diesem und anderm Volk ein Ende nehme und sie dafür seinen heiligen Namen preisen und ehren! Dazu helfe uns Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der heilige Geist! Amen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Bayern in Niederdeutschland.

Drei Bayern versprachen sich zusammen, in treuer Gesellschaft fremde Länder zu besuchen und etwas zu lernen. Zogen in solcher Meinung aus der Stadt München zunächst durch Franken, Hessen, Westfalen und weiter an die niederländische Grenze. Eines Tages begab es sich, da sie noch nicht gegessen hatten, daß sie einer Stadt naheten. Däuchte es sie gut, einen von ihnen dreien vorauszuschicken, um etwas Lustiges bereiten zu lassen; dessen unterzog sich einer, der für den verständigsten und fremder Sprachen am meisten erfahrenen und kundigen gehalten sein wollte, doch heftig durch die Nase redete.

Als er nun in die Stadt und in ein Wirtshaus kam, fing er an, mit dem Wirt in seiner gar hohen, harten, groben und langsamen Sprache zu reden und ihn zu fragen, was er ihrer dreien zum Frühstück Gutes auftragen könnte. Der Wirt aber konnte nicht verstehn, was er wollte, fragte hinwider mehr denn einmal nach

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seinem Begehren. Dieser wußte von wegen der behenden, schnellen, durcheinander abgekürzten Sprache noch viel weniger, was ihm der Wirt, der dazu nicht vier Worte ungestammelt hervorzubringen vermochte, geantwortet hatte. In Summa, wenn einer von Bratwürsten, sagte der andere von blauem Garn, daß sie beide schier darüber entrüstet und jeder, als spottete der andere seiner, angesehn wurden. Der Bayer gedachte, der Pauke, wie man spricht, ein Loch zu machen und, dieweil seine Sprache nicht verständlich, mit Deuten mehr auszurichten; zeigte mit einem Finger auf die vordern Zähne. „Wel, wel," sprach der Wirt, „ick verstah nich iu Seuchten; dat gi quade Tanne hebben? Jck schal iu helpen laten*)." Rief seinem Knecht und befahl ihm, ihn zum Barbierer zu führen.

Wie es nun diesem guten Gesellen mit dem Wirt gegangen, noch ärger begegnete es ihm allhie, denn auch sie einander, wie der Krammetsvogel die Mette, verstanden, und zeigte er, wie vor, noch immerdar auf den Mund und die Zähne. Der Barbierer hatte aus des Knechts Worten, weshalb er ihm diesen gebracht, verstanden, langte darum die hierzu gehörigen Instrumenta und Zangen her, hieß den Bayer niedersitzen und wollte an ihn. Der Bayer deutete, die Zähne täten ihm nicht weh, sondern er wolle viel lieber essen; so verstanden sie das Widerspiel. Und als er sich weigerte, sich die Zähne ausbrechen zu lassen, und zornig zu fluchen anhub, gedachten sie, er tue es aus Furcht vor dem Schmerze, und sprachen, die große Pein mache ihn also ungeduldig, doch wäre es besser, die längere mit einer härtern und kürzern zu überwinden; foderten der Ursache halber einen starken Bauern, der auf dem Markt stand, hinein, drückten den armen Bayer mit Gewalt auf einen Stuhl und rissen ihm die vordersten zwei Zähne gar heraus.

---

*) Wohl, wohl. Ich verstehe nicht Euer Verlangen; daß Ihr schlechte Zähne habt? Ich werde Euch helfen lassen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Sobald sie aber die Hände von ihm ließen, entsprang er zur Tür hinaus und eilte, als ob er Feuer auf dem Rücken gehabt hätte, zum Stadttor und zu seinen Gesellen, welche, mit großem Hunger und emsigen Augen nach ihm sehend, seines Berichtes und ihres langen Harrens Ergötzung verhofften; und als sie ihn so schnell laufen sahen, wurden sie erfreut und dachten, die Mahlzeit sei schon fertig, daß sie eilends kommen sollten. Solche ihre Freude aber, verkehrte sich alsbald in Trauer, und er sprach: „O, ihr lieben Brüder, ich rate euch bei meinen höchsten Treuen und Glauben, nicht in diese Stadt zu gehn; denn sobald ihr werdet zu essen fordern, wird euern Zähnen, wie denen aller Fremden, übel gewartet werden. Mir, wie ihr sehet, sind derhalben zwei ausgebrochen, und hat mich allein errettet, daß ich die Sprache wohl gekonnt, sonst wäre ich ganz und gar zahnlos wieder zu euch gekommen."

Durch dieses ihres Gesellen närrisches Vorgeben erschreckt, wendeten sie, vor Hunger halb verschmachtet, wieder um und zogen mit großer Furcht, daß anderswo auch so ein Gebrauch sei, nach Heimen. Da wußten sie denn den Unerfahrenen zu sagen, wie sie schon durch das Welschland — meinten Hessen und Westfalen — deren Sprache sie ziemlich verstanden, bis in die neue Welt und Grenzen der Inseln Amerika gekommen seien, da die grimmigen Leute wohnten, deren Unmenschlichkeit genugsam angezeigt werde, daß sie denen, so fremd dahin reisen und Speise begehren, die Zähne ausbrechen, denn sie auch weder durch Worte oder Deuten zur Freundlichkeit möchten bewegt werden.

Der Bayer und das Ei.

Zwei Bayern waren in der Meinung, das Welschland und Rom zu besehn. Und auf der Reise, als sie einen Mittag in einem Wirtshaus gezehrt und gesottene Eier gegessen hatten, sprach der eine, wie sie wieder auf dem Wege waren: „O mein lieber Gesell, wie habe ich halt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Wirt so redlich betrogen und ihm vergolten, daß er uns so teuer gerechnet hat!" Sein Gesell begehrte zu hören, wie das zugegangen, und er antwortete: „In dem einen Ei war ein junges Hühnel, das hab ich heimlich hineingeschluckt und dir auch nichts davon sagen wollen, damit es der Wirt nicht vermerken und Geld dafür fordern sollte."

Bayerisch lernen.

Als Herzog Siegmund von Österreich das Elsaß, den Breisgau und die Landvogtei in Schwaben Herzog Jörgen in Bayern verkauft hatte*), sind die Bewohner des Verkaufs gar nicht zufrieden gewesen. Wie nun ein bayerischer Ritter, der in dieser Sache handeln sollte, bei dem Schloß Pfirt vorüberritt, fand er das Weib des Pflegers vor dem Schloß mit etlichen Säuen sitzen; er grüßte sie und fragte sie, was sie da tue. „Ich höre," gab sie fein höflich zur Antwort, „daß wir werden müssen Bayerisch werden; derhalben bemühe ich mich, ihre Sprache von den Säuen zu lernen."

Der gemeine Mann heißt nämlich die Bayern Säu, weil sie ein großes Einkommen haben von den Säuen.

Die Linsen.

Ins Frankenland kam im Herbst ein Bayer, den Wein lesen zu helfen. Und wie er einmal gar hungrig Linsen — eine Speise, die einem den Bauch sehr bläht — so ihm der Meister vorsetzte, gefressen und zu viel des neuen Mosts darauf getrunken hatte, unglückte es ihm, daß er des Nachts, mit Verlaub, ins Bett hofierte. Am Morgen behandelte ihn der Meister gar schmählich und sagte ihm, er sollte fortan, wenn er so ein Unflat sei, bei den Säuen liegen. Fragte er, was es gewesen sei, das sie gegessen hätten. „Linsen," sprach der Meister. Ant-

*) am 19. Juli 1487.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wortete der Bayer: „Sie mögen wohl Linsen heißen und den Namen von ihrer Wirkung haben; denn sie sind so leins von mir geschlichen, daß ich es im Schlaf nicht inne worden bin."

Die Historie von den neun Schwaben.

Neun Schwaben, lieset man in dem Buch der alten ungeschehnen Dinge, wollten auch die Welt erfahren und unsers Herrgotts Rock zu Trier, danach das Heiligtum zu Aachen besuchen und Ablaß holen. Damit sie nun desto sicherer wanderten, sahen sie für gut an, daß sie einen starken und langen Spieß machen ließen, daran sie alle neun, der kühnste und mannlich geharnischte zuvorderst, gingen. Diese ihre Reise begab sich aber im Julio oder Heumonat, und als sie eines Tags einen sehr weiten Weg gezogen, dazu auch noch gar weit in das Dorf hatten, da sie die Nacht bleiben mußten, und im Dunkeln über eine Wiese oder Matte gingen, flog der großen Roßkäfer oder Hornissen eine nicht weit von ihnen hinter einer Staude und brummte feindlich. Darum erschrak der vorderste, daß er schier hätte den Spieß fallen lassen und einen Heimlichen streichen ließ, sprach zu seinen Gesellen: „Loset, loset! Gott, ich höre eine Trommel." Die andern sagten, es sei ihnen auch also, und der zunächst nach dem vordersten an der Reihe war, empfing den Gestank des Blindschleichen seines Gesellen in die Nase und sprach: „Etwas ist ohne Zweifel vorhanden; denn ich schmecke das Pulver und die Zündstricke."

Im Hui begann der Geharnischte zu fliehen, sprang über einen Zaun, da lag von ungefähr noch ein Rechen — denn es hatten daselbst die Leute an diesem Tag Heu gemacht — darauf trat er, daß ihn der Stiel auf die Nase schlug. „O weh, o weh," schrie er, „nimm mich gefangen! Ich gebe mich." Die andern hüpften alle einer um den andern nach und riefen: „Gibst du dich, so gebe ich mich auch." Letztlich wurden sie gewahr, daß sie be-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

trogen waren; und damit sie derhalben nicht gespeiet würden, verschwuren sie untereinander, stillzuschweigen, bis einer das Maul auftue.

Der andern Gefahr, die ihnen zustieß, mag die erste nicht verglichen werden; denn nach etlichen Tagen trug sie ihr Weg durch das Brachfeld, und saß ein Has in der Sonne, sich mit den vordern Läufen um den Kopf putzend. Den ersahen sie, blieben stehn, zu beratschlagen, was hierin das wenigst gefährliche wäre. Einer von ihnen sprach ganz beherzt — etliche wollen, es sei der hinterste gewesen —: „Ragenöhrle, gang anher, Ragenöhrle!" „O Gott," sagte der vorderste, „wenn du hie stündest, da ich stehe, würdest du mit nichten sagen: Ragenöhrle, gang anher!" Hub sich in dem an zu segnen mit dem heiligen Kreuz, rief Gott um Hilfe an; und zuletzt, als nichts helfen wollte, daß der Has aus dem Weg käme, schrie er aus großer Furcht: „Hau, hurlehau, hau, hau!" Von dieser Stimme erschrak der Has und lief davon. Der kecke aber sprach: „Nun sehe ich, daß ein Hurlehau besser denn tausend Gotthelf ist."

Fürder kamen sie jetzund an die Mosel, ein moosicht stilles und tiefes Wasser, darüber nicht viel Brücken gemacht, sondern man sich an mehrern Orten in Schiffen überführen lassen muß, und dieweil sie dessen unberichtet, riefen sie einem Mann, der jenseits des Wassers seine Arbeit vollbrachte, wie man hinüberkommen möchte. Der verstand von wegen der Weite, auch der Sprache halber nicht, was sie wollten, und fragte in seiner trierischen Sprache: „Wat? wat?", das ist: „Was? was?" So meinten sie, er sage, sie sollten waten, und hub der vorderste an hinüberzugehn. Um des Schlammes und der Tiefe willen vermochte er es aber nicht gar lang zu treiben, fiel hinunter und ertrank. Als die andern seinen Hut sahen, den der Wind an das Ufer auf jener Seite getrieben, und dabei ein Frosch saß und quaket: Wat, wat, wat, das ebenso lautet, wie sie das Maul in diesem Wort und dergleichen weit aufsperren, hielten sie dafür, ihr Gesell rufe ihnen, sich hernach zu machen,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

verstanden es wohl und sagten untereinander: „Kann er hinüberwaten, warum nicht wir auch?" Und sind also alle neun ertrunken und durch Unverstand der Sprache und den leidigen Frosch jämmerlich umgekommen.

Der Kuckuckshelfer.

In Schwaben ist ein Bauerndorf, Mundingen genannt, da sagt man, daß gar einfältige Bauern daheim seien. Von denen war einer einmal gen Ehingen auf den Markt gezogen, und auf dem Heimweg hörte er an der Mark zwei Kuckucke gegeneinander rufen, und der eine war im Mundinger Wald und der andere in dem Walde des nächsten Dorfs. Und da ihn däuchte, der Kuckuck in diesem Walde schreie heller und lauter als der im Mundinger Wald, ließ er das Roß, auf dem er geritten, stehn, stieg auf einen Baum und half seinem Kuckuck kucken; derweil zerriß ihm aber ein Wolf das Pferd.

Als er heimkam, klagte ers seinen Nachbarn, wie er in dem, daß er von gemeinen Nutz und Ehr wegen ihrem Kuckuck geholfen habe, in den großen Schaden gekommen sei. Darauf vergalten sie ihm seinen Schaden einmütiglich auf Kosten des Dorfs; denn sie meinten, es wäre unbillig, daß einer, der sich um die Erhaltung gemeiner Wohlfahrt und guten Namens bemüht habe, um das Seine kommen sollte.

Die Krankheit des Wolfs.

Im Breuschtal bei Grendelbruch*) war einmal ein Wolf im Gebirge, der den Bauern einen so großen Schaden tat, daß gar nicht davon zu reden war. Sie stellten ihm zu often Malen nach und gingen mit Geschoß und Spießen auf ihn, konnten und mochten ihn

*) Dorf im Unterelsaß in einem Seitentale des Breuschtals.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

aber nicht bekommen; er war ihnen allen zu geschickt. Hernach in einem kalten Winter starb der Wolf; er lag nicht weit vom Dorf und ward bald gefunden. Die Bauern waren froh, kamen zusammen und hätten gern die Ursache seines Todes gewußt; da erkannten sie vier aus dem Gericht, den Schultheiß, den Heimbürgen, den Heiligenmeier und den Rechner, von denen sollte jeglicher seine beste Meinung anzeigen, an was für einer Krankheit der Wolf gestorben sei.

Der erste war der Heimbürge; der sagte, der Wolf sei in der großen Kälte und dem tiefen Schnee barfuß gegangen und die Kälte habe ihm zum Herzen geschlagen, daß er daran habe sterben müssen.

Der Rechner war der ander, der zeigte an, er habe mehr zu Fuß gelaufen denn geritten, darum habe es ihm an Atem gebrochen und er sei erstickt.

Der Heiligenmeier, der dritte, sprach, das grausam große Wehtum, das er gehabt, das habe ihn ums Leben gebracht; denn es sei ihm alle seine Tage nie so weh gewesen, als da er gestorben sei: das habe er bei seinem Eid und auf sein Ende behalten.

Der Schultheiß aber, der vierte, sagte: „O lieben Bürger, wir sind es freilich wohl an unserm Vieh inne worden, was die Ursach seines Tods ist. Wir haben wohl so viel hübsches Vieh verloren, das er alles gegessen hat. Denn es ist zu denken, er hat mehr rohes Fleisch gegessen als gesottenes; so sind die alten Kühe, die er zu Zeiten Hungers halber hat essen müssen, auch nicht allwege gut für ihn gewesen, sonderlich in dieser großen Kälte. Unserm Gevatter Clotz Jörgen starb kürzlich seine Kuh, die war siech; die andere ging sich die Beine ab, dieselbige hat er auch in dieser Kälte also roh gegessen und kaltes Wasser darauf getrunken. Das hat ihn im Leib gegrimmt, und darum ist er gestorben. Und das wird, lieben Bürger, seines Tods rechte Ursache sein."

Auf diese Rede hin ward umgefragt und gemeiniglich beschlossen, der Schultheiß habe die beste Ursache von

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

des Wolfs Tod angezeigt, daß er nämlich mehr rohes Fleisch denn gesottenes gegessen habe, und es sei auch wohl zu sehn, daß seine Zähne weiß seien. Doch hätte es ihm nicht geschadet, wenn nicht die Kälte so groß gewesen wäre; denn kalte und rohe Dinge essen und darauf kalt trinken in einer unleidlichen Kälte, das mag die Leber nicht leiden, und ist es ein tödlich Ding. Darum hat auch der Wolf sterben müssen.

Damit zogen sie dem Wolf den Pelz aus, ließen ihn liegen und gingen wieder heim; waren froh, daß ihr Feind tot war, der sie Tag und Nacht angegriffen hatte.

Die letzen Pelze.

In Straßburg, in der weitberühmten Stadt, ist es Sitte und Gewohnheit, daß die Weiber, wenn sie in die Kirche gehn wollen, letze*) Pelze um sich schlagen, das zu sehn fürwahr ein lächerlich Ding ist.

Also kam einmal ein fremder Mann dahin und sah von ferne eine Frau mit einem letzen Pelz zum Predigerkloster gehn, wollte die Predigt hören. Da dachte der gute Mann, sie sei unsinnig geworden oder habe etwa das Hauptweh und gehe also in einer unbesinnten Weise in die Kirche und wisse selbst nicht, wohin. Eilte ihr nach, so bäldest er mochte, vermeinte sie zu warnen, damit sie nicht also spöttlich in die Kirche komme. Doch sie ihm zu geschwind war, daß er sie nicht ereilte, bis sie in die Kirche kam.

Ach Gott, wie er hineinkommt, so sieht er, daß sie schier alle also sitzen; daraus er wohl abnahm, daß es also Landesbrauch war.

Als manches Land, als mancher Sitt;
Als mancher Bauer, als manche Gip.**)

„Viel Köpfe, viel Sinn," sprach ein Fuhrmann, der einen Wagen mit Krautköpfen umwarf; da sprang einer hie aus, der ander dort aus.

---

*) link, verkehrt; das Rauhe nach außen.
**) Gippe, Jacke.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Schweizerische Eide.

Irgendwo beratschlagte einmal eine Volksversammlung, ob man dem Kaiser Maximiliano Kriegsdienste leisten solle; da ist einer, da man die Sache durch einen Eid hätte fest machen sollen, aufgestanden und hat gesagt: „Zum ersten haben wir geschworen, daß wir keine jährliche Besoldung von Fürsten empfangen wollen. Zum andern haben wir geschworen, daß wir mit keinem Fürsten in den Krieg ziehen wollen. Zum letzten haben wir die Unsern mit einem Eidschwur wieder abgefordert von Mailand. Auf daß wir also jetzunder einen Meineid vermeiden, gebe ich meinen Rat, daß wir mit einem Eidschwur bekräftigen sollen, daß wir hernachmals nichts von dem halten wollen, was wir geschworen haben."

Die Eselfresser.

Um die Zeit, als der erste türkische Kaiser noch nicht geboren war, waren die Hasen in allen Landen in größerer Menge denn jetzunder und fügten mit ihrem Nagen und Beißen den jungen Bäumlein und Köhlen trefflichen Schaden zu, daß darüber nicht von einem Ort allein die Leute zu klagen hatten. Keinerlei Volk aber unter allen war den Hasen aufsätziger denn die Schlesier, erdachten darum mancherlei Stricke und Fallen, sie damit zu erledigen und zu fangen.

Wie nun die Durchächtung gegen die Hasen am heftigsten wütete, zog durch die Schlesien ein Krämer, der seine Ware auf einem Esel führte, und hatte in einem Dorf feil, da Kirchweih war. Der Esel aber ging hinter dem Dorf in einer Wiese grasen, und da er sich ein wenig an seinen Kräften erquickt fand, gedachte er, dem Krämer die schweren Truhen nicht länger und dafür lieber einem Müller Säcke zu tragen, und lief also hinweg.

Nun ging es dem Esel nach dem alten Sprichwort, daß einer oftmals die Stadt, aber doch nicht sein Leben verändern mag, und kam über etliche Meilen in ein ander

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Dorf. Sobald seiner daselbst die Bauern, die vorher nie einen Esel gesehn hatten, ansichtig wurden, schlugen sie an die Glocke und liefen mit bewehrter Hand zusammen; einer wollte, es sei dieses, der ander, jenes Tier, bis zuletzt der Richter oder Oberste sagte, es sei ein Has und aller Hasen Mutter, das könne man ja leichtlich an den Ohren abnehmen, derhalben wäre es gut, sie, auf daß nicht mehr Hasen geboren würden, nicht lebendig zu lassen, und das würde sie auch vor andern ihren Nachbarn als Erretter des gemeinen Nutzens ausschreien und lobwürdig machen. Niemand war in dem Haufen, der diese Meinung strafte, sondern, wie den Gehorsamen wohl ansteht, folgten sie dem Rate des Richters als des Verständigsten, umstellten das Dorf zu rings umher mit Leuten, ob sich ja der Esel zu der Flucht begeben wollte, stürmten danach heftig auf ihn ein, dazu wäre jeglicher gern der erste, den Ruhm zu erlangen und den Angriff zu tun, bei ihm gewesen, bis sie ihn zuletzt gar zu Tod stachen und schlugen. Danach ward der Esel mit großem Jubilieren der Jungen und Alten gemetzget und nicht allein in dieses Dorf, sondern auch in viele andere als ein herrlich und seltsam Wildbret verteilt und mit Berichtung begangener Tat und was es für ein Tier gewesen, ausgeschickt.

Hiedurch ward es dem Krämer, der diesen Esel verloren hatte, zu wissen, wo er hingekommen war, darum er die Bauern um dessen Bezahlung hart anlangte, welche ihm für das Fleisch eine Zahl Gulden erlegten; für das Fell aber und die Ohren, die sie als eine Urkunde einer mannlichen Tat verwahren wollten, sagten sie schlicht ab, etwas zu geben, denn er und seine Kinder, die jungen Hasen, hätten ihnen mehr denn für so viel Kraut und andres abgefressen. Mit dem war der Krämer nicht gesättigt, wollte die Haut so wenig wie das Fleisch verloren haben, und kamen derwegen miteinander vor das Recht, an dem sie lange Jahre unentschieden hingen; denn die Rechtsprecher waren untereinander ungleicher Meinung, welchem Teil die Haut gebühre. Und da sie das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Urteil noch nicht gefunden, wird die Uneinigkeit auch noch nicht beigelegt sein.

Der Habakuk von Borsum.

Fast in der Mitte zwischen Hildesheim und Peine, nicht fern von einem Schloß, Steuerwald genannt, liegt ein Dorf, Borsheim oder Borsum geheißen, desselbigen Bauern haben allwege die Nachrede leiden müssen, daß sie mit einem Schalk hinter den Ohren beladen. Diesem Dorf hatten die Raubvögel an jungen Gänsen, Hühnern und Tauben großen Schaden zugefügt, derhalben sie dem, der einen umbringe oder fange, ein besonderes und benanntes Geschenk verhießen; da hätte gern jeglicher den Dank zu der Verehrung davongetragen, wandten allen Fleiß an, so best sie mochten. Doch glückte es zum ersten dem Sohn des Greben, das ist des Schultheißen, daß er der großen Weihen eine, so den jungen Hähnlein auffätzig sind, erwischte.

Nun hatte er wohl gehört, daß die Herren und Edelleute an des Bischofs Hof dergleichen Vögel zum Wildwerk abrichteten, auf den Händen trügen und für großes Geld zuwege brächten; darum behielt er die Weihe also lebendig, brachte sie, des Handels berichtend, seinem Vater, verhoffte davon einen guten Zehrpfennig zu bekommen. Der Vater stimmte dem Sohn zu, daß dem also sei; dieweil aber der Schaden vorhin jedermann widerfahren, müsse auch, was Nutzes widerum von dem Vogel komme, der ganzen Gemeinde zum Besten gereichen. Ließ damit die Glocken läuten, die Nachbarn zusammenberufen und erzählte ihnen, was für eine Rede sich zwischen ihm und seinem Sohne verlaufen; er kannte auch den Vogel besser denn sein Sohn, hieß ihn einen Habakuk — meinte einen Habicht — wie denn die großen Herren solche Vögel um viel Geld kauften. Demnach war seine Meinung, daß diesen Habakuk niemand anders denn der Bischof zu Hildesheim, ihr Herr, haben und er ihm geschickt werden sollte, da würde es

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht ohne ein großes Geschenk abgehn, davon sie sich zu bescheiden wissen würden, seinem Sohn mehr Vorteils als einem andern zuzulassen. Die Männer waren dieser Rede erfreuet und wohl zufrieden, erwählten einen, der am besten beredt war, den Bischof mit dem Vogel zu verehren, und setzten ihn ihm in den Rückenkorb, auf daß er ihn hintrage.

Als dieser Arator*) gen dem Steuerwald, da der Bischof damals Hof hielt, kam, wollte er keinem Menschen Rede stehn, was er begehrte, sondern sagte, daß er mit dem Bischof selber zu handeln habe. Solches ward dem Bischof gemeldet, und er ließ den Mann vor sich in seinen Saal fordern mit Begierlichkeit, etwas Neues zu erfahren. Der gute Bauer trat hinein mit keiner Reverenz, nur daß er seinen Hut ein wenig abzog, setzte den Korb nieder und sagte in seiner Sprache: „Genädiger Herr, de Menne von Borsum, mine Nabers, scenken iuwer Genaden allhier en Habakuk, unde ick ock**)." Der Bischof und seine Diener wurden dieser Rede überaus sehr lachen und hießen ihn den Korb auftun, zu besehn, was denn für ein Habakuk drinnen sitze. Das geschah; da wurden sie gewahr, daß es eine Weihe war, ein unnützer und schädlicher Vogel, und ehe sie es Sorge hatten, wischte er aus dem Korb, flog durch ein Fenster und tat nicht geringen Schaden. Da erzürnte der Bischof und meinte, die Bauern hätten solches aus Büberei und Vorsatz also zugerichtet, und sprach zu diesem Amasaten***): „Segge den Mennen to Borsum, dinen Nabers, se scollen mi twe sceppel Roggen geven, unde du ock†)." Der gute Mann erschrak, ging hin,

---

*) Ackersmann.

**) Gnädiger Herr, die Männer von Borsum, meine Nachbarn, schenken Euer Gnaden allhier einen Habakuk, und ich auch.

***) Ambassadeur?

†) Sage den Männern zu Borsum, deinen Nachbarn, sie sollen mir zwei Scheffel Roggen geben, und du auch.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

zeigte es seinen Nachbarn an; die mußten samt ihm den Spott zum Schaden heben.

Wer dies nicht glauben wollte, gehe in das genannte Dorf und frage danach; sie werden ihm gründlichen Bericht geben können, Maultaschen, meine ich, wo er nicht entläuft.

Der Wende und sein Sohn.

Nahe bei dem Walde, die Heide genannt, so hinter Torgau über der Elbe gelegen, fangen die Bauern an wendisch zu werden und zu reden. Einer von denselbigen war mit seinem Sohn zu Torgau auf einem Jahrmarkt gewesen und hatte in der Stadt seinem Sohn eine lange Wehr oder, wie mans nennt, einen Reiting gekauft. Nachdem sie aber nach der Bauern Art auch ziemlich gesoffen und jetzt in das genannte Holz, in die Heide, gekommen, begann sich in dem jungen Wenden der Schalk merken zu lassen, und er sagte zu dem Alten: „Vater, ich hätt sichs Lust, daß ich das Reitlich an dir versuchen sollte", zog damit vom Leder und wollte los auf ihn. Der Vater erschrak vor dem freveln Vorhaben des Jungen, entwich den Schlägen und sprach: „Halt still, lieber Sohn, ich würde mich sonst wehren; dort aber, siehe, steht ein großer Stock" — und zeigt ihm einen — „daran versuch dich, wie du dich gegen einen stellen wolltest, und dies magst du nach allem Vorteil tun, weil sich der Baum nicht wehrt."

Gut war es, daß sich der junge, unverständige Lecker also abweisen ließ; ging zu dem Baum, hieb dawider mit allen Kräften, jetzt vornen, dann hinten und auf allen Seiten greulich, schwur dazu alle Flüche, so er immer erdenken mochte. Aufs letzte kam er an den rechten Mann, nämlich an ein Nest der großen Hornissen und Wespen, welche ganz unsinnig sind, so sie erzürnt werden; diese wischten heraus um sein Angesicht, zerstachen es ihm solcher Maßen, daß es einem schier schwer zu erkennen gewesen wäre, ob er Augen, Maul oder Nase

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gehabt habe. Also fehlten sie auch nicht seiner Hände, darum er den Reiting fallen ließ und mit großem, kläglichem Geschrei den Tieren nur kümmerlich entlaufen und seinem Vater, der um Friedens willen voraus gegangen war, folgen konnte. Höchlich sich verwundernd, weshalben er seinen Sohn so flüchtig laufend kommen sehe, blieb der Alte stehn, und als er aus den Worten seines Sohnes, auch an dessen Angesicht merkte, wie es ergangen, sprach er zu ihm: „Sieh, also pflegt es den mutwilligen Balgern allen zu gehn; darum sei ein andermal geruhiger."

Indem sie aber nahe bei dem Dorfe, da sie daheim waren, kommen, fliegt vor ihnen eines der schwarzen Würmlein auf, die im Roßdreck sitzen und an etlichen Enden Wibbel heißen; da den der Junge ersieht, hebt er so heftig als vor zu rufen an und von seinem Vater Hilfe zu bitten. Der Vater sprach, es habe keine Not mehr und das sei keines von den bösen, stechenden Tieren. Antwortete der Junge: „Ja, ja, ich kenn sichs Vogel wohl; es hat sichs gelb Rock ausgetan und hat sichs im schwarz Locke schwarz Rock angelegt!" Sprach darauf seinen Füßen weidlich zu, bis er seines Vaters Haus erlangte, wenig besorgend, wo der Reitlich bleibe, deren er hernach keinen mehr begehrte.

Wie das Volk, so der Priester.

Ein Henker aus Franken kam hinein nach Böheim und ward dort unter den Ketzern ein Priester. Als ihn aber einmal einer, dem er wohlbekannt war, fragte, wie das zugehe, daß er von einem so schändlichen und unehrlichen Handwerk zu einem Priester geraten sei, da antwortete er: „Wie das Volk, so der Priester."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erlogene Historien.

Der Vogler.

Ein Pfaff war von Weidwerks wegen auf das Feld hinausgezogen. Da sah er hoch in den Lüften einen Reiher fliegen, und er ließ den Falken los, so er auf der Hand trug. Wie der Falke auf den Reiher gestoßen und so miteinander herunterfielen, verschluckte ihn ein Wildschwein, so von ungefähr hingelaufen, samt dem Reiher. Als das der Pfaff gewahr ward, lief er hin und durchstach das Schwein mit dem Spieß. Daheim aber, wie er die Sau ausweiden wollte und die Haut mit einem Fleischmesser durchschnitten hatte, flog der Falke unversehrt heraus und hielt den Reiher noch im Schnabel.

Der Lügenschmied von Cannstatt.

Seiner Zeit wohnte in Cannstatt ein Kleinschmied, der von wegen seiner unglaublichen Rede und Possereien der Lügenschmied genannt war. Einmal, sagte er, sei er allein in einen Wald gegangen, Wildbret zu schießen; begegnete ihm ein Wildschwein, das Alters halber blind geworden und den Schwanz eines andern, jungen, das vor ihm herging und es führte, in dem Maul hielt. Als er das ersehn, habe er seine Armbrust gespannt und dem jungen Schwein den Schwanz am Leib abgeschossen, daß er dem alten im Maule geblieben, welches er also mehr denn fünf Meilen bis gen Stuttgart zu Markt geführt und verkauft habe.

Von demselbigen.

Hie pfeife keiner, er mag es sonst glauben, wenn er will. Es kommt eine, die wohl zeitig ist.

Als er in einem tiefen Schnee durch einen Wald reiste, lief ein starker Wolf mit aufgesperrtem Rachen, als ob er ihn verschlingen wollte, gerade gegen ihn. Auf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

daß er sich nun der Gefahr entledige, mußte er es wagen: fuhr dem Wolf ungestümlich mit der Hand durch den Hals in den Leib, erwischte den Schwanz, zog nach sich und wandte also, wie ein Schuster die Schuh, den Wolf ganz und gar um.

Von demselbigen.

Item, in seiner Jugend hat er bei einem Edelmann als Stallbube gedient, und im Winter, als sie in der großen Kälte über Land ritten, ist er auf dem Sattel angefroren, daß er nicht eher mochte davon gezogen werden, bis daß er vom Gaul mit dem Sattel hinter den Ofen aufzutauen getragen ward.

Wieder von demselbigen.

Item, es hat sich einmal begeben, daß er mit seinem Junker im Winter bei einem tiefen Wasser hergeritten und in demselbigen Wasser unter den Eisschollen eine Fischreuse geflossen sei. Habe sein Junker gesagt: „Hätten wir doch die Reuse, die ohne Zweifel ganz voll guter Fische sein wird!" und er geantwortet, daß sie leicht zu bekommen sei, und mit diesem Worten in freiem Lauf nach der Reuse in das Wasser gesprengt; aber zu seinem Unglück sei eben ein großer Fisch dagewesen, der ihn alsbald samt dem Roß im Rachen empfangen und ihn verschluckt habe. Kurz nachher sei der Fisch gefangen, verkauft und auszuweiden aufgeschnitten worden, er aber, sobald des Fisches Bauch geöffnet, sei, noch auf dem Roß sitzend, herausgesprengt und wieder zu seinem Junker geritten.

Die war gut.

Der Ritt in der Donau.

Da der große Türkenzug gewesen ist und man den ganzen kalten Winter in Ungarn geblieben, dazumal hat ein böhmischer Herr dreihundert Pferde geführt, die sind

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

bei Krems an die Donau gekommen, wären gern hinüber gewesen. Sie war hart gefroren; aber die Reiter waren schwer angetan, durften dem Eise und der Brücke nicht wohl vertrauen. Sie losten einen aus, der das Eis bereiten sollte, ob es hielte oder nicht; der war aus dem Land zu Österreich, wußte Weg und Steg. Er hieß sie am Gestade warten; bis er ihnen zurufen werde, so sollten sie ihm alsdann nachfolgen.

Mit dem reitet er auf das Eis bis auf die Mitte der Donau; da mochte es ihn nicht tragen, denn der Fluß war zu streng, und bricht das Eis, fällt Gaul und Mann unter das Eis bis auf den Boden. Es war finster; er konnte unter dem Eis nicht sehn, wo er im Wasser umherritt, trabte also gemach hin und wider bis an den fünften Tag. Der war hell und kalt; da sah er einen kleinen Glast durch das helle Eis scheinen. Er ritt hinzu, dachte, das Eis werde an diesem Ort nicht so dick sein als anderswo, nahm seinen Reitspieß und stieß damit ein Loch durch das Eis. Und da das Loch groß genug war, da sah er, daß er gar nahe am Gestade war. Er gab dem Gaul die Sporen und sprang in einem starken Sprung auf das Land. Da sah er um sich, wo er war, befand, daß er bis gegen Klosterneuburg gekommen war. Er ritt ins Kloster und gab dem Pferd ein Futter; er hatte in fünf Tagen nichts gegessen, aber zu trinken hatte er genug gehabt. Auch zog er sich aus, trocknete die Kleider und den Harnisch.

Auf den Abend kamen seine Reiter, die waren bei Stein herübergezogen. Als sie ihn sahen, verwunderten sie sich, fragten ihm, wie es ihm unter dem Wasser gegangen sei. Da sagte er ihnen, wie er so lang unter dem Wasser irr geritten, sagte ihnen auch, wie es so finster unter dem Eis gewesen, ja also finster, es griffe einer dem andern ins Loch, daß ers nicht sähe.

Danach ritten sie miteinander fort an die Türken, und der Reiter wies ihnen den Weg; denn er konnte unter dem Eis und auf dem Land reiten, und ich glaube, er habe auch fliegen können.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der halbe Gaul.

Ein Buchdrucker und Bürger zu Straßburg war reisig und zog in den Krieg; ich gedenke, es sei Masier*) gewesen. Wie die Belagerung lang dauerte und sich die in der Besatzung tapfer wehrten, wollte dieser Reiter, der hieß Martin Breit**), ein Ritterstück vor andern begehn; denn er gab sich für einen Edelmann aus. Tät sich an und rannte auf die Stadt zu, vermeinte einen Feind zu fangen und in das Lager mitzubringen.

Tags zuvor aber war ein ernstliches und großes Scharmützel gehalten worden, und auf der Walstatt waren viele verwundet oder tot liegen geblieben. Unter den Verwundeten ist auch ein Spießgesell Martin Breits gewesen, der ersieht ihn auf seinem Gaul daherreiten, schreit ihm zu und sagt: „O lieber Junker Martin Breit, helfet mir um Gottes willen der Marter ab! Denn ich kann weder sterben noch genesen." Junker Martin Breit wurde in Barmherzigkeit bewegt, stieg von seinem Gaul ab, nahm sein Schwert zur Hand und schlug dem Verwundeten das Haupt ab. Nun, was geschah weiters? Der Tote, dem das Haupt abgeschlagen war, sagte: „O, nun dank Euch Gott, lieber Junker Martin Breit, daß Ihr meiner Marter abgeholfen habt! Das will ich Euch in Ewigkeit nimmer vergessen."

Nach solchem aber wollte der Martin Breit von seinem Vorhaben noch nicht abstehn, setzte sich wieder auf seinen Gaul und rannte der Stadt zu. Wie er unter die Pforte kommt, läßt der auf dem Turm das Schutzgatter fallen; das trifft den Gaul grad hinter dem Sattel und schlägt ihm den halben Teil ab, daß es da

---

*) Mezières, das 1521 von Bayard gegen die deutschen Heerführer Heinrich von Nassau, Sickingen und Frundsberg verteidigt worden ist.

**) Gemeint ist ein Mitglied der bekannten Straßburger Druckerfamilie Flach.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

liegen blieb. Martin Breit rannte mit dem vordern Teil bis auf den Markt, warf den Gaul herum und sagte: „Tummle dich, Mutz!“ So sah er erst, daß er nur einen halben Gaul hatte; denn dem Mutz hing noch das Heu heraus, das er am Morgen gefressen hatte. Der gute Reiter erschrak, der Gaul fiel um und starb. Martin Breit wurde gefangen, hat sich, wie er gesagt, mit dem Sold von sechs Monaten lösen müssen und ist also zu Fuß wieder zu den Seinen gelassen worden.

Das ist ein gefährliches Wagnis gewesen. Hätte das Schutzgatter den Gaul vornen getroffen und ihm den Hals abgeschlagen, so hätte er nicht mehr sehn können, wohin er laufen sollte; er würde sich heftig und unbillig gestoßen haben, ehe er wieder zu den Seinen in das Lager gekommen wäre.

Als nun Martin Breit aus diesem Zuge heimgekommen, hat es sich an einer Fastnacht zu Nacht begeben, daß sein Stiefvater seine Druckergesellen samt andern Herren und guten Freunden zu Gaste geladen. Da fing Martin Breit nach seiner alten Gewohnheit an, sich seiner mannlichen Taten, wie vorhin gemeldet, zu rühmen, und sagte, wie er in einem Zuge ein Fähnrich gewesen sei. Darauf sagte sein Stiefvater: „Mit Verlaub zu reden, das ist erlogen.“ Denn er war ohne das von ihm gewohnt, daß er ohne ein F gar höflich und meisterlich fliegen konnte.

Dabei saß aber ein gar großer Speivogel, Wendling von Marle genannt, ein Setzer, der sagte: „Ja, Herr, ich glaubs, und es ist auch wahr. Es geschah an einem Sonntag in einem Dorf, als der Pfarrer mit dem Weihwasser um die Kirche gehn wollte, da war kein Bauer da, der das Fähnlein hätte tragen wollen; da packte der Martin das Fähnlein und trug es um die Kirche. Um diese Zeit und Weile ist er ein Fähnrich gewesen.“

Ob solchen Speiwerks mußten sie alle lachen, und ward so alles in einen Schimpf und Gespei gezogen und das Gelag mit Lachen und Freuden vollendet.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Wunder im Ungarlande.

Es zogen einmal sechs gute, fromme Studenten miteinander; wollten hinab auf Ofen und das Ungarland besehn, was dort für ein Studium sei. Nun trug es sich zu, daß sie alle sechs nur noch fünf Heller hatten, und waren noch weit heroben im Bayerland. Als sie gen Passau kamen, hätten sie gern zu Morgen gegessen, wußten aber nicht, wie sie das angreifen sollten, gingen in ein Wirtshaus und sagten zu dem Wirt, er solle ihnen zu essen geben. Der Wirt meinte, sie hätten Geld, und trug ihnen zu essen und zu trinken auf. Sie aßen und tranken, waren guter Dinge und ließen sich nichts anfechten, Gott gebe, wer das Gelag bezahle.

Also tut oft mancher gute Schlucker, setzt sich in ein Wirtshaus und läßt kleine Waldvögelein sorgen. Wann er dann genug gegessen und getrunken hat, so spricht er: „Wirt, mach die Zech!" Hat weder Heller, noch Pfennig in der Tasche. Der Wirt lacht, meint, er habe gleichwohl Geld im Beutel, und ist guter Ding. Wenn er dann gerechnet hat, so kratzt sich der gute Gesell hinter den Ohren; meint der Wirt, er habe ihm zu teuer gerechnet, und weiß nicht, daß der gute Gesell kein Geld hat. Wann er es dann sagt und ihm der Wirt nicht borgen will, so muß er etwa den Rock zurücklassen. Aber wenn der Wirt borgt, spricht er: „Wirt, bring noch eine Maß! So ist es gerades Geld, und ist nicht zu teuer, eine Gans um vier Pfund." Es gehet wohl hin, wenn einer fünf Batzen unterm Trinken verzehrt, wenn man borgt.

Als sie nun genug gegessen und getrunken hatten, da sprachen auch sie: „Wirt, machet uns die Zech!" Der Wirt tats, da hatten sie sieben Batzen verzecht. Da sah einer den andern an, doch fing zuletzt einer an und sagte: „Wirt, wir wollen Euch sagen, was die Meinung ist. Wir haben alle sechs nicht mehr als fünf Heller. Darum macht mit uns, was Ihr wollt, wir könnten Euch diesmal nicht bezahlen." Der Wirt besann sich bald, war auch mit nasser Lauge gewaschen, sprach: „Wohin wollt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihr denn ziehen?" Der eine sagte: „Wir wollen hinab ins Ungarland und ein Jahr da unten bleiben und sehn, was es da unten für ein Studium hat." „Nun wohlan," sagte der Wirt, „wenn ihr übers Jahr wieder herauf-kommt, so ziehet wieder bei mir zur Herberge ein. Und welcher mir die größte Lüge sagt, die einer Wahrheit gleicht, dem will ich diese Zeche schenken und noch eine dazu." Dessen waren sie froh und verhießen ihm wie-derzukommen.

Nun siehe, wie gütig der Wirt war. Er dachte: „Wohlan, weil die guten Schlucker kein Geld haben und so getrost hereingegangen sind, so will ich ein übriges tun." Sie hätten wohl auf einen treffen können, der sie hätte anschnarren dürfen, und sie hätten ihm dennoch ein Pfand lassen müssen. Der Wirt tats aber nicht, sondern meinte: „Es wirds wohl einmal ein Reicherer zahlen." Also zogen sie dahin gen Ungarland.

Als sie nun nach einem Jahr wieder auf die Heimat zu wollten, wurden sie unterwegs einig, wieder bei dem Wirt einzukehren, und machten ihre Verabredung, wie folgt.

Es zog der eine zum ersten hin und grüßte den Wirt und bat ihn um Herberge. Die sagte er ihm zu und sprach: „Von wannen zieht Ihr her?" denn er kannte ihn nimmer. Antwortete der Student: „Ich ziehe her aus dem Ungarland." Sprach der Wirt: „Was sagt man Neues?" „Nicht sehr viel; nur sitzt zu Ofen ein Vogel auf dem Kirchturm, der gibt Schatten bis gen Gran, an die drei Meilen." „Oho," sagte der Wirt; „das ist erlogen."

Dieweil sie also redeten, kam auch der andere und bat um Herberge. Die sagte er ihm zu wie dem vorigen und fragte ihn auch wie den vorigen. Der sprach: „Ich weiß nichts Neues, nur auf dem Kirchhof zu Ofen liegt ein Ei; sind wohl hundert Bauern darüber, die konnten es weder heben noch wenden, und sind wohl hundert Steinmetzen darüber, konnten kein Stücklein davonbrin-gen." Sprach der Wirt: „Es kann wohl wahr sein, daß der Vogel so weit Schatten gibt."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

In dem kam der dritte, den fragte der Wirt wie die andern. Der sprach: „Ich weiß nichts Neues, als daß die Donau ausgebrannt ist von Preßburg bis gen Wien.“ Da sprach der Wirt wieder und lachte von Herzen: „Das kann nur eine Lüge sein.“

Und alsbald ging auch der vierte hinein; dem sagte er auch Herberge zu wie den andern, fragte ihn auch von neuer Zeitung wegen. Der antwortete: „Nicht viel; nur zwischen Preßburg und Wien, da liegen die allerschönsten Fische und sind alle gebraten.“ Da sprach der Wirt wieder: „Es wird wahrlich wahr sein, daß die Donau abgebrannt ist.“ Die vier taten aber, als gehörten sie nicht zusammen.

Nach einer halben Stunde kam der fünfte; dem sagte der Wirt Herberge zu wie den andern und sprach: „Von wannen ziehet Ihr?“ Er sprach: „Aus dem Ungarland.“ „Lieber,“ sprach der Wirt, „was sagt man Neues? Es sind da ihrer viere gekommen, die sagen seltsame neue Zeitung.“ Erzählte ihm damit ihre Rede. Der sagte: „Davon habe ich nichts gehört. Das aber habe ich wohl für eine ganze Wahrheit gehört, daß unser Herrgott gestorben sein soll.“ Da sprach der Wirt: „Das ist doch gar erlogen; wie kann unser Herrgott sterben?“

Nach dem kommt auch der sechste und bittet um Herberge. Sagt der Wirt zu ihm wie zu dem fünften. Der antwortet: „Ich habe nichts davon sagen hören, aber das habe ich zu Linz gesehn, daß eine Leiter an den Himmel gelehnt ist, und Weiber und Kinder steigen auf und ab, und ein jedes trägt Wurst und Semmel in der Hand.“ Der Wirt sprach: „Ach, es wird gewißlich wahr sein, daß unser Herrgott gestorben ist, und unsere Frau wird den armen Leuten Spende geben, weil sie Würste und Semmel herabtragen.“

Dieweil sie also im Gespräch waren, wurde das Essen fertig. Sie saßen zu Tische und waren guter Dinge. Nach einer Weile fing einer von ihnen an und sagte zu dem Wirt: „Lieber Wirt, sind nicht vor einem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jahr sechs gute Schlucker bei Euch gewesen, die das Frühmahl nicht bezahlen konnten?" „Ja," sprach der Wirt, „ich warte immer, wann sie wiederkommen und mich bezahlen." Der andere antwortete: „Habt Ihr nicht zu ihnen gesagt, wenn sie wieder kämen, so wolltet Ihr dem, der die größte Lüge sagen werde, das Mahl schenken?" Er sprach Ja. „Nun, so habt Ihr uns alle sechs beieinander; welcher hat die größte Lüge getan?" Da sprach der Wirt: „Ich kann nicht judizieren, will euch auch gleich diese Zeche zu der andern schenken; und laßt einen andern judizieren."

Also mag jeder selber erkennen, welche die größte ist, und am Morgen zogen sie auf Regensburg zu.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Von allerlei Materie.

Das ungleiche Paar.

Konrad Wieland, Wirt Zu der Mohrin in Konstanz, ein gar lustiger Bruder, hatte eine häusliche Frau; doch war Konrads Liederlichkeit und Lässigkeit weit über der Frau Häuslichkeit. Einmal hat sie ihm Geld gegeben, eine Sau zu kaufen. Sobald er aber von Haus wegging, kam er zu Spielern und verspielte das Geld, und kam heim ohne Geld und ohne Sau, Gnade von seiner Hausfrau begehrend, der seine Liederlichkeit gar schwer war. Und sagte, es sei anders gegangen, als er der Hoffnung gewesen wäre; denn er habe sein Geld nur in der Hoffnung gewagt, noch einmal so viel zu gewinnen, und so ihm das geraten wäre, hätte er sich vorgesetzt gehabt, zwei Säue anstatt einer zu kaufen, wäre also seiner Frau desto angenehmer nach Hause gekommen.

Der weggetäuschte Hunger.

Einmal war ein armer Mann, der viele Kinder hatte — wie denn gemeiniglich geschieht, daß die Armen das Haus voll Kinder haben, wogegen ein Reicher, der sie wohl aufzuziehen vermöchte, gar keines hat — und dazu wenig Brot; es war keines vorhanden, und er wußte auch keines zu bekommen. Derhalben erfand er eine List: er ging hin, nahm Kohlen und machte seine Kinder rußig.

Die Kinder saßen in der Stube und sahen einander an, und eins sagte zum andern: „Ei, wie bist du so rußig! ei, wie bist du so rußig!“ Damit vergaßen sie des Brots und blieben ungegessen bis zur Nacht.

Der junge Kegler.

Es kam in eines Herrn Wirtshaus ein reicher Kaufherr geritten, eine Stunde oder zwei vor dem Nachtessen;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und als er sich die Stiefel hatte ausziehen lassen, spricht der Wirt zu ihm: „Herr Gast, lasset uns ein wenig spazieren gehn; es ist doch noch zu früh, zur Nacht zu essen." Alsbald das das Hänsle, des Wirts Söhnle erhört, ruft er: „Vater, laß uns kegeln." Der Vater antwortet: „Laß sehn, mein Büble, was du kannst!" Damit wollte er dem Herrn die Weile kürzen. Das Büble setzte die Kegel auf, konnte sie auch meisterlich umwerfen, besser denn der Vater selbst, ließ auch zu Zeiten einen Schwur darunter laufen, welches dem Vater alles wohl gefiel.

Der Kaufherr dachte: „Der wird wohl geraten", wie man spricht; doch zuletzt konnte er sich nicht enthalten und mußte dem Wirt einen Pfeil schießen und spricht: „Herr Wirt, wie alt ist Euer Büble? Er kann besser kegeln denn ein Alter." Der Wirt antwortet: „Er geht erst in das elfte Jahr." Der Gast fragt ihn weiter: „Kann er auch beten?" Antwortet der Wirt: „Was sollte er beten können? Er ist noch ein Kind." Und der Kaufherr lächelte bei sich, dachte daneben: „Kann das Büble schwören und so wohl kegeln, ist aber noch zu jung, beten zu lernen!"

Ach du schnöde Welt, wie bist du doch so blind und ziehest deine Kinder so schandlich! Hätte das der Wirt von einem andern gesehn, so hätte er es können merken und den strafen; aber gegen sein Kind war er sehend blind.

Das Ehrengeleite.

Zu Riedlingen war ein junger, starker Gesell, eines Bauern Sohn, der sein Lebtag nicht viel Weins getrunken hatte; der ging auf die Fastnacht mit andern jungen Gesellen zum Wein. Dieweil er aber des Weins nicht gewohnt, ward er bald trunken, also, daß er ganz und gar auf Welsch angetan ward, daß er weder Kopf, noch Hände und Füße regen oder heben konnte oder

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

mochte. Da nahmen ihn seine Gesellen und trugen ihn in seiner Mutter Haus.

Wie sie ihn also daherbringen und er die Mutter ersieht, spricht er: „Schau, liebe Mutter, wie ich also wohl begleitet daher fahre! O liebe Mutter, danke ihnen allensamt, daß sie mich also herrlich daher tragen! Eine solche Ehre ist mir alle mein Lebtag nie beschienen; ich will es mehr mit ihnen versuchen." Die Mutter war leidig, daß ihr Sohn also trunken war, dankte ihnen, daß sie ihn gebracht hätten, damit ihm nichts geschehen sei.

Also zogen sie wieder in das Wirtshaus und richteten die Handlung vollends aus; ging ihnen hernach, wie es diesem vor gegangen war.

Das Abece des Sigristen.

Zu Schelklingen*) war ein Sigrist, der war auf einer Kirchweihe gewesen und hatte des Weins also viel zu sich genommen, daß er ganz trunken geworden und von Grund aus zugerichtet war; wo seine Gesellen nicht bei ihm gewesen, hätte er hinter dem Tisch sitzen bleiben müssen. Aber sie nahmen ihn und führten ihn unter den Armen, trugen ihn halb, bis sie ihn schier heim brachten. Und unterwegs, als sie seiner nicht sonderlich Achtung hatten, reißt er sich mit Gewalt von ihnen, will selbst gehn; so wird ihm der Kopf zu schwer, und taumelt gegen einen Keller, der stand von ungefähr offen: fällt hinein und zwei Stiegen hinab bis zu allerunterst in den Keller.

Die Männer waren sehr erschrocken, vermeinten, er sei zu Tod gefallen; laufen behend hinab, heben ihn auf und stellen ihn auf die Füße. So fängt er an mit heller Stimme und sagt zu ihnen: „Wie ist es so ein hübsch Ding und sonderlich für einen Sigristen, wenn einer das Abece frei rückwärts und vorwärts auswendig kann! Es mag ihm wohl zu Nutz kommen."

*) bei Ulm.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Da die Gesellen das sahen und auch hörten, daß ihm dieses mehr denn der schwere Fall zu Herzen ging oder anlag, lachten sie seiner recht genug, führten ihn mit besserer Sorge vollends heim. Aber ich denke, er werde es am Morgen inne geworden sein, wie er gesprungen ist, ob das Abece oder der Wein rückwärts oder vorwärts gewirkt hat.

„Scher sacht!"

Ein Bauer aus Hessenland zog an einem Samstag nach Cassel, zum Teil daß er baden, zum Teil daß er sich den Bart wollt abscheren lassen. Da er von ungefähr zu seinen guten Freunden kam und mit ihnen eine Maß Weins oder etliche trank, blieben sie also beieinander sitzen, bis der Abend kam; geht endlich ungebadet und ungebalbiert wieder heim zu. Kaum kommt er vor die Stadt, so fällt er nieder, gibt den Wein von sich und fängt an zu schlafen; mittlerzeit kommen etliche Jäger von der Jagd und ziehen in die Stadt. Die Hunde lecken alles auf, was die Sau von sich gegeben hat, desgleichen leckten sie ihn ums Maul. Er aber meinte im Schlaf, er werde gebalbiert, rief mit lauter Stimme: „Scher sacht, scher sacht, ich bin der Grebe*) von Heiligenroda.

Diese Worte sind nachmals zum Sprichwort worden, daß die Hofdiener und Bürger, wenn irgendeiner unsanft mit ihnen umging, sagten: „Fein sacht, fein sacht, ich bin der Grebe von Heiligenroda."

Das menschenfresserische Kalb.

Ein Gaukler, der in Sachsen bei einem Städtlein vor dem Galgen vorüberkam und gesehn hatte, daß der Mensch, der erst eine kurze Zeit oben hing, ein Paar guter Stiefel anhatte, dachte sich in seiner Not und Armut, er wolle ihm die Stiefel abziehen. Als er sie

*) Schultheiß.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

aber vor Geschwulst der Füße nicht abstreifen mochte, schnitt er ihm die Füße ab. Die trug er mit in eines Bauern Haus, wo er über Nacht zukehrte. In die Stube aber, in der er schlief, hatte der Bauer auch ein zur Nacht geborenes Kälblein gebracht, damit man es vor Kälte in Hut habe.

Des Morgens früh zog der Gaukler, ehe daß jemand von dem Hausvolk aufgestanden war, hinweg und ließ die Füße, davon die Stiefel abgelöst waren, in der Stube liegen. Wie nun der Bauer auch aufstand und, so er nicht wußte, daß der Gaukler hinweg war, das Kalb mit den Füßen allein sah, stieg ihm der Verdacht auf, das Kälblein habe den Gast bis auf die Füße weggefressen. Wie er darob mit seinen Nachbarn zu Rate ging, befanden sie, daß man das Kälblein verbrennen sollte; denn weil es so jung solches begangen hatte, fürchteten sie, es würde gar erschreckliche Dinge verrichten, wenn es älter würde.

Andere sagen mit glaubwürdigerm Zeugnis, die Einwohner des ganzen Fleckens seien so hart erschrocken, daß sie sich nur gewappnet in das Haus, daraus der Hausvater mit all seinem Gesind geflohen sei, zu fallen unterstanden, auf daß sie das wilde Tier erschlügen; und dieweil keiner von ihnen der erste hinein wollte, hielten sie einen Rat und verbrannten das Haus bis auf den Boden, vermeinten, es sei besser, daß das Haus verbrenne, denn daß Menschen ihr Leben gefährden sollten.

Der Traum vom Kalbe.

Als ein käsebettelnder Mönch*) einmal bei einem Bauern über Nacht blieb, mußte er von der Armut des Bauern wegen in der Stube auf dem Stroh liegen; der Bauer hatte aber um derselben Ursache willen, wie oben gemeldet, ein neugeboren Kälblein auch in die Stube

*) Brot erhielten die bettelnden Mönche allenthalben; als Zukost erbaten sie sich Käse.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

getan und nicht weit von ihm. Da träumte dem Bruder, wie er ein Kalb geboren habe; und da er erwachte und das Kälblein sah, glaubte er frei, er habe es gebracht, derhalben er hart erschrak und nicht wußte, was er vor Furcht anfangen sollte. Letztlich warf er es in einen Brunnen und lief eilends hinweg.

Als der Bauer des Handels inne ward, ging er zu des Mönchs Obern und klagte des empfangenen Schadens; der Bruder mußte ihn bezahlen und ward vor aller Welt zum Spott.

Nach der Schrift.

Gen Frankfurt wollten einmal etliche Kaufleute im Gesellenschiff von Basel herab fahren. Zu denen kam ein Jude in das Schiff, hieß Simon, war sonst zu Altkirch daheim. Als sie im Schiff allerhand miteinander redeten, auch vielerhand Schwänke trieben, kamen der Jude Simon und ein Kaufmann von Basel zusammen und disputierten von dem Glauben.

Unter andern Reden sagte der Jude zu dem Kaufmann: „Ihr Christen rühmt euern Christum hoch; wenn ihr auch das tätet, so er euch geheißen hat, so hielte ich etwas darauf." Der Christ fragte den Juden, was das sei. Der Jude antwortete und sagte: „Hat euch nicht euer Christus geheißen: Wenn dich einer an einen Backen schlägt, so hebe ihm den andern auch dar?" „Ja," sagte der Kaufmann, „er hat es geredet." Der Jude sprach: „Wenn Ihr denn so viel darauf haltet, so hebet Ihr mir!" „Ich will es tun," sagte der Kaufmann und hub ihm einen Backen dar. Der Jude schlug ihn mit der flachen Hand daran. Er hub ihm den andern auch dar. Der Jude schlug ihn mit flacher Hand auch an denselbigen Backen und sagte: „Nun muß ich glauben, daß Ihr ein rechter, guter Christ seid." „Ja, Jude," sprach der Kaufmann; „und daß du siehst, daß ich das Geheiß meines Christi erfüllen will, so merke! Er hat auch gesagt: „Mit welcher Maß du missest, mit der-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

selben Maß soll dir gemessen werden, eine gute, volle, aufgehäufte Maß.“ Und zuckt die Faust und schlägt den Juden in den Hals, daß er über das Schiff hinaus in den Rhein fiel, und wären ihm die Schiffleute nicht zu Hilfe gekommen, er hätte ertrinken müssen.

Danach ließ der Jude sein Disputieren bleiben und unsern Christum mit seiner Lehre zufrieden; denn sie war mehr wider ihn, denn mit ihm.

Noch eine Glaubensdisputation.

Wie die Juden viel Schelmenhändel zu Rottweil mit den armen Leuten haben, kam auch einmal einer an das Hofgericht. Von ungefähr reitet auch ein Edelmann gen Rottweil und zieht eben in die Herberge ein, darin der Jude lag; er war einer von Reischach, welcher gar ein großer Judenfeind war.

Zum Schlaftrunk kamen der Edelmann und der Jude aneinander des Glaubens halber zu disputieren. Der Jude sprach, es wundere ihn, daß die Christen einen neuen Gott, nämlich ihren Christum, angenommen hätten und den guten, frommen alten Gott, der Himmel und Erdreich erschaffen, hintangesetzt; wollten ihm erst noch zwei Helfer zusetzen, den Christum und den heiligen Geist. Der Edelmann sagte: „An welchen Gott, Jud, glaubst dann du?“ Der Jude sagte: „An den alten Gott.“ „Da gebe Gott dir und deinem Haufen“, sagte der von Reischach, „Beulen und Pestilenz! Hätte ihr uns unsern Gott lebendig und ungekreuzigt gelassen, er wär wohl jetzt auch so alt, als euer alter Gott ist!“ Und zuckte die Faust und schlug den Juden in den Hals, daß er hinter die Tür purzelt, erwischt ihn flugs, wirft ihn die Stiege hinab und sagt: „Nun heiß dir deinen alten Gott helfen und veracht mir meinen Christum und den heiligen Geist nicht mehr, oder du mußt mehr Hutzelbirnen fressen!“

Der Jude zog dahin und hatte gelöst, ehe andere Krämer ausgelegt hatten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Der Floh auf dem Teller.

Viel ehrliche reiche Weiber saßen einmal in einer Zeche beieinander, unter denen war eine gute arme Frau. Als sie nun eine gute Weile gezecht hatten und es nahe dabei war, daß man die Zeche zahlen sollte, hätte die arme Frau gern Weg und Steg gesucht, daß sie ohne Geld ledig ausgehn möchte; doch keinen zu finden wußte, bis sie letztlich etwas im Busen biß. Griff danach, fing es und sprach: „Wohlan, lieben Weiber, ich habe einen Floh gefangen. Den will ich auf meinen Teller setzen, und zu welcher er springt, die soll die Zeche für mich bezahlen." Deß waren die Weiber alle wohl zufrieden und sprachen: „Gern."

Und die Frau setzte ihren vermeintlichen Floh auf den Teller. Ach Gott, da war es eine Laus und blieb bei ihr. Deshalb sie die Zeche selbst bezahlen mußte.

Der Gegendienst.

Zu Murau, in der obern Steiermark gelegen, war einem Bürger sein Weib gestorben; der kam zu einem seiner Nachbarn und sprach: „Lieber Nachbar, guter Freund, unser Herrgott hat mir meine Hausfrau genommen; die will ich jetzund nach christlicher Ordnung zur Erden bestatten lassen, will Euch auch darum fleißig bitten, Ihr wollet mir zu Gefallen sein und sie zu Grabe tragen helfen, ich will Euch wider dergleichen Dienst tun." Das erhörte die Frau dessen, den er bat, und sagte: „Er mag Euch wohl dienen, von Euch aber sei es ferne, dergleichen zu tun; denn ich würde meinen Hals daran setzen müssen."

Des Schneiders Sohn.

Ein armer und wunderbarlicher Schneider hatte mehr Zanks und Haders mit seinem Weibe denn Arbeit in seinem Hause, und das ihres einigen Kinds und Söhn-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

leins wegen von ungefähr fünf oder sechs Jahren. Der Schneider war gänzlich des Sinnes, er sollte auf den Stuhl und das Schneiderhandwerk lernen; die Frau aber trug Lust, ihn zur Schule zu schicken und mit der Zeit einen Gelehrten aus ihm zu ziehen, darum sie auch an St. Gregorii Tag — wie vorzeiten allenthalben gebräuchlich — diesen ihren Sohn durch die Schüler in die Schule tragen ließ, hing ihm etwa für vier Pfennig Bretzeln an den Hals, ging auch nichtsdestoweniger selbst mit, um ihn dem Schulmeister zu befehlen. Nun gefiel ihr der Anfang wohl, fand auch unterwegs sonst zu schwatzen und den Zehnten zu verleihen, daß sie etwas lang ausblieb, darum sie der Mann mit feindlichen Worten, davon die Streiche nicht fern waren, willkommen hieß.

„Ach, lieber Mann," sprach sie, „wie mich des Knaben Anfang bedünkt, gefällt er mir nicht übel; er hat schon von den andern Knaben gelernt, daß Vielringkus ein Panzer, Kohlkraut und Leder eine Haut heißt, wir mögen mit der Zeit, wenn er so fortfährt, wohl aus ihm einen Priester" — nach papistischem Brauche redete sie — „der hernach für uns beten kann, oder, so dir das nicht beliebt, sonst einen gelehrten Mann oder Doktor ziehen, der uns wieder dienen, helfen und, was wir an ihn wenden, wiedervergelten kann, da er bei Herren und Fürsten zu großen Amtern gebraucht wird, das däuchte dich alsdann gar gut sein; wäre es uns nicht eine Ehre und ein fröhlicher Handel?"

„Das wolle Gott nicht," antwortet der Schneider, „daß es dazu kommen sollte, und Gott lasse mich nicht erleben, daß er sollte höher daran sein denn ich; sollte ich vor ihm, der mich so viel kostet, den Hut abziehen? Heute gesteht er mich schon vier Pfennig, die du für Naschwerk ausgegeben hast, die ich diesen Tag mit der Nadel nicht wieder erstichle; was sollte denn erst hernach werden? Mir nicht! Sollte er mir was wiedergeben? Ich kenne die Gelehrten wohl. Die Gelehrten die Verkehrten. Gehe alsbald hin und fordere ihn wieder aus der Schule, auf daß er sich heimpacke."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Willst du denn nicht," antwortet die Frau, „so will ich mein Erbteil und was ich gewinnen mag, sollte ich es auch aus dem Rocken erspinnen, an ihn wagen; er muß etwas lernen und soll den guten Anfang nicht umsonst getan haben, solches sehe ich für gut an." Sprach der Mann: „Ich rate auch mit; es wird nicht geschehn." Sprach die Frau: „Es muß geschehn, und um dich schere ich mich keineswegs." Der Mann sprach im Zorn: „Bin ich Herr oder du?", nahm einen Knüttel und wollte sie damit schwingen und schlug ihr auch die Haut voll; doch fehlte sie seiner auch nicht.

Was war nun hieraus anders vermutlich, denn daß der Sohn viel eher zum Narren, denn zum Doktor sollte geraten, so er sich nach dem Vater und der Mutter artete.

Der Gelehrte und die Laien.

Im Papsttum sind die Leute fälschlich gelehrt worden, wenn sie nur einen Priester erzögen, da würden nicht allein seine Eltern, sondern auch das ganze Geschlecht seiner Fürbitte halber des Fegefeuers gefreiet. Solches bewog auch zur selbigen Zeit einen guten einfältigen Schneider, der ließ an St. Gregorii Tag am Morgen, wie der Gebrauch ist, seinen Sohn, einen kleinen Knaben, in die Schule tragen. Am Nachmittag aber, als der Sohn wieder aus der Schule gekommen, fügte sich der danach auf die Gasse zu seinesgleichen, wie vorhin zu spielen und zu scherzen. Sein Vater ersah es, rief dem Knaben ins Haus und sagte: „Nicht also, mein Sohn, bleibe von den Laien; denn sie sind den Gelehrten ganz gehässig."

Hielt seinen Sohn bereits für gelehrt, der kaum eine Stunde in der Schule gewesen war.

Der grüne Vorhang.

Vor etlichen Jahren kam ein reicher Herr oder Edelmann gen Augsburg zu einem Maler. Er hatte sich bei einem Schreiner ein hölzern Täflein machen lassen, das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

brachte er dem Maler und sprach: „Mein lieber Meister, ich wollte, daß Ihr mir auf dieses Täflein ein schönes Bettstättlein malet." Der Maler sprach: „Ja, Herr."

Und als das gemacht war, kam der Herr am andern Tage wieder und sah das Bettstättlein, das gefiel ihm wohl, und sagte: „Jetzt malet mir ein schönes Bett darein und darauf ein schönes Fräulein." Der Maler machte es auch.

Als der Herr des andern Tages kam und alles so fand, wie er es bestellt hatte, da gefiel es ihm von Herzen wohl, und er sprach, er solle es ihm auf das allerschönste nach seinem Willen machen, er wolle es ihm wohl zahlen, und solle ihm unten auf das Bettstättlein ein fein zinnen Brunzkächlein malen und alles nur auf das allerschönste. Welches der Maler tat und machte es auf das allerfleißigste, daß es kein übles Auge angesehn hätte.

Und am fünften Tage, als es trocken und fertig war, da kam der gute Herr wieder und fand alles, wie er es bestellt hatte: das Bettstättlein mit schönen seidenen Betten und darauf ein aus der Maßen schönes nackendes Fräulein, die war mit Farben gar schön und lieblich erhaben, und unten auf dem Bettstättlein ein feines Brunzkächlein. Als er das auf das fleißigste besehn hatte, sprach der Maler: „Herr, gefällt es Euch?" „Ja," sprach der Herr; „jetzt tut ein Ding und malet mir über und über einen grünen Vorhang." „Ei, Potz Marter, Herr," sprach der Maler, „das wird sich nicht schicken. Kauft ein grünes Seidentüchlein und hänget es darüber; so könnt Ihr es hinwegtun, wann Ihr wollt." Der Herr sprach: „Meister, hört Ihr nicht, was ich Euch sage? Macht mirs also; ich will Euch Euere Arbeit wohl bezahlen. Wenn nur ich weiß, was dahinter ist; sonst darf es niemand wissen." Und mußte ihm also der Maler, dieweil er dabei stand, einen grünen Vorhang über das Bett und das schöne Fräulein malen. Das tat der Maler und ließ sichs zahlen, gab dem Narren oder Herren das Täflein, Gott gebe, wohin er kam.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und dachte der Maler, wie man zu sagen pflegt: „Wenn mir einer Geld gäbe, so wollte ich ihm Steine in den Ars werfen, und wenn er mir wieder Geld gäbe, so wollte ich sie ihm auch wieder herausklauben.“ Denn Geld macht allen Kauf schlecht, und wird das Sprichwort auch allhie erfüllt: „Einem jeden Narren gefällt sein Kolben wohl.“ Also ward diesem Edelmann auch; wenn er das Täflein zum ersten hätte grün färben lassen, so wäre ebenso viel gewesen als danach. Drum ist es ein seltsames Ding, wo ein Überfluß an Geld ist. Hätte der Edelmann so wenig Geld gehabt als mancher armer Teufel, er hätte dem Maler lang nicht fünf oder sechs Gulden gegeben, um ein grünes Brettlein zu machen, hätte es wohl mit vier oder fünf Batzen ausgerichtet. Aber der Maler mußte an seinem Gut auch seinen Teil haben, und trägt sichs oft bei mancherlei Handwerkern zu, daß einem eine Arbeit über hundert Meilen kommt, daran er sein Lebtag nicht gedacht hätte, und muß auch dieses Geld haben oder verdienen.

Der Kalfakter zu Wien.

Es ist nicht sehr lang, da studierte ein Schüler zu Wien in Österreich, und der mußte im Winter Kalfakter*) sein. Es trug sich zu, daß er an einem Samstag auskehren mußte, da gaukelte er mit dem Besen, daß er in dem Ofen zwei Kacheln ausstieß; davon er gar sehr erschrak und fürchtete sich vor dem Schulmeister. Als er nun also im Leide war, da kam der Schulmeister, sah, wie die Kacheln ausgestoßen waren, und fragte den Kalfakter. Der erschrak und konnte nicht antworten. Daran der Schulmeister wohl merkte, daß er es getan hatte, fing ihm zu fluchen und zu schwören an, auch zu drohen, so daß sich der Kalfakter sehr fürchten ward und aus der Schule lief; denn der Schulmeister war ein sehr zorniger Mann und hielt die Schüler sehr hart.

*) Calefactor, Stubenheizer.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nun wußte aber der Schüler nicht, wohin er fliehen sollte, und kam also in St. Stefans Kirche; auch wollte es so schier Nacht werden, und er durfte nicht in die Schule, denn er fürchtete die Streiche. Es ist aber in St. Stefans Kirche ein Altar vor dem Chor, den heißt man den Frühmeßaltar, und derselbige Altar ist innen hohl. Darein kroch der arme Kalfakter, wollte gleich die Nacht drinnen schlafen. Auf diesem Altar da hats eine Tafel, darinnen ist St. Stefans Bild geschnitzt; vor das Bild kommen oft die alten Weiber und beten St. Stefan an.

Es war aber eine alte Witfrau zu Wien, die war sehr reich und hatte mit andern Freunden einer Summe Gelds halber einen schweren Rechtshandel. Diese Witfrau kam um Salvezeit*) in die Kirche und eben zu der Zeit, als der Kalfakter unter dem Altar saß. Die Witfrau kniete vor dem Frühmeßaltar nieder, hob ihre Hände auf und rief so den heiligen St. Stefan treulich an, daß er ihr beistehn solle und ihr aus diesem ihren Rechtshandel helfen.

Das erhörte der Schüler alles, was sie betete; und wie sie ihr Gebet vollendet hatte, da fing der Kalfakter an und sprach: „Ja, alles, was du gebeten hast, will ich dir gewähren, doch mußt du in die Schule zu St. Stefan gehn, da hat der arme Kalfakter heut zwei Kacheln eingestoßen; laß die wieder machen und sprich zu dem Schulmeister, es ist mein Befehl, daß er ihn nicht darum schlage; denn er hat es nicht gern getan. Auch sollst du ihn von Fuß auf neu kleiden. Wann du das getan hast, alsdann sollst du deinen Handel gewinnen."

Als die alte Frau diese Worte hörte, vermeinte sie, St. Stefan rede mit ihr, und sprach: „O du lieber Herr St. Stefan, ich will von Stund an hingehn in die Schule und deine Worte und deinen Befehl ausrichten; auch will ich dem Schüler morgen das Kleid kaufen." „Das

*) die Zeit, wo das Salve regina gesungen wird.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

tu," sprach der Kalfakter, „so wirst du meine Huld haben." Der Schüler sprach nicht unrecht; denn er meinte, wenn sie das täte, so behielte sie seine Gunst, als dann auch wahr war. Aber die Alte verstand es nicht recht; sie hielt des Kalfakters Rede für St. Stefans, darum ward sie betrogen.

Die Alte ging in die Schule und fragte den Schulmeister nach dem Kalfakter. Der sprach: „Ich weiß nicht, wo der Schelm hingelaufen ist. Er hat mir die Schule noch nicht ausgekehrt." Die gute alte Frau fing an und erzählte dem Schulmeister alle Sachen; der hielt es für ein Gespött. Auch nahm die Alte aus ihrem Beutel zwei Zehnkreuzerer und gab sie dem Schulmeister, daß er den Ofen wieder solle machen lassen. Dieweil hatte sich der Kalfakter wieder in die Schule gestohlen.

Als der Schulmeister der alten Frau Ernst gesehn, da schrie er dem Kalfakter. Der antwortete: „Hie bin ich." Als er kam, fragte die Alte, ob er der Kalfakter sei. Er sprach Ja. Die Frau sprach: „Mein lieber Kalfakter, ich bitte fleißig, daß Ihr wollet morgen zu mir kommen. Ich will Euch ein neues Kleid von Fuß auf kaufen; denn St. Stefan hat mirs persönlich in St. Stefans Kirche befohlen, hat mir auch gesagt, wie Ihr den Ofen nicht gern eingeschlagen habt. Derhalben habe ich ihn bezahlt." Zeigte ihm auch ihr Haus. Der Kalfakter sprach Ja, er wolle kommen.

Am Morgen kam der Kalfakter zu der Frau. Sie ging mit ihm zum Gewandschneider, kaufte ihm Hosen, Wams und Rock, ließ ihm das auch machen. Als das fertig war und der Schüler die Kleider hatte, nahm er Urlaub von dem Schulmeister und zog auf Breslau zu. Gott gebe, wie die Frau mit St. Stefan und ihrem Rechtshandel auskam; er brachte gute Kleider davon.

Darum so steht oft einem ein Unglück zu, das dient ihm zu seinem großen Glück. Hätte der Kalfakter nicht die Kacheln eingeschlagen, er wäre lang nicht unter den Altar gekrochen. Auch so wäre die Alte lang nicht zu ihm gekommen, hätte er nicht sein Maul unter dem Altar auf-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

getan, sondern er wäre nur von dem Schulmeister übel geschlagen worden. Und ich spreche: Eine Lüge von Ehren wegen, die schadet nicht, wenn sie Gott und der Welt ohne Schaden ist. Und geschah der Alten recht, daß sie St. Stefan anrief; darum strafte sie Gott und blendete sie an dem Leib und auch dem Gut. An dem Leibe, das ist, sie war blind und vergaß Christum, sah auf Stefanum; und an dem Gut, das war, daß sie dem Kalfakter ein neues Kleid kaufte. Also sind ihrer noch viel, die Augen haben und sehn nicht und Ohren haben und hören nicht. Auch so sind viele reich an Gut und sind doch Bettler dabei. Und ist kein besserer Rat, wann einem etwas gebricht, er rufe Gott an und nicht Menschen wie diese Alte; denn Gott spricht durch den Propheten David: Rufe mich an in der Not; so will ich dich erretten, so sollst du meinen Namen preisen.

Warum die Hunde einander an den Hintern schmecken.

Vor Zeiten hatten die Katzen und die Hunde einen großen Streit miteinander; denn die Hunde meinten, die Katzen sollten ihnen in allen Dingen, es wäre mit dem Essen oder mit anderm, den Vorgang lassen, was aber die Katzen nicht tun wollten, sondern sich mit ihren scharfen Nägeln zur Gegenwehr setzten und den Hunden allwege obsiegten.

Darob aus der Maßen übel verdrossen, machten sich die Hunde miteinander auf, zogen zu ihrem König, der in fernen Landen saß, und erklärten ihm den Handel, warum sie zu ihm gekommen seien, baten ihn auch um Privilegia wider die Katzen. Der König bedachte die weite Reise und die große Schar und privilegierte sie gewaltig, also daß fortan die Hund in allen Sachen sollten den Vorgang haben und die Katzen erst den letzten.

Als sie nun nahe der Heimat waren, kamen sie zu einem großen fließenden Wasser, darüber keine Brücke ging, auch kein Schiff da war, darin sie hätten hinüber-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

fahren mögen. War ihnen sehr Angst und wußten nicht, wie sie mit dem Brief tun sollten, daß er nicht naß werde. Letztlich jedoch wurden sie zu Rat, es sollte den Brief einer unter den Schwanz nehmen, so bliebe er trocken. Der Rat gefiel ihnen allesamt wohl, gaben also einem den Brief unter den Schwanz, ließen sich in das Wasser und schwammen hinüber. Ich weiß aber nicht, wie es der mit dem Brief übersehn hat; er entfiel ihm jäh und schwamm das Wasser hinab, ohne daß ihn einer gesehn hätte. Als sie drüben waren, fanden sie den Brief nicht; sie gingen umher und schmeckten einer dem andern an dem Hintern, aber sie fanden ihn nicht.

Derhalben schmecken sie noch heutigen Tags aneinander und vermeinen noch stets, sie wollten den Brief finden; aber ich fürchte, es sei vergebens.

Der faule Knecht und die wackere Magd.

Als Christus noch auf Erden ging, da zog er einmal mit Petro allein aus dem Land Kanaan gen Bethania; von Bethania wollten sie gen Jericho. Dieweil sie nun von Bethania auf der Straße nach Jericho ausgegangen waren, da gingen sie vom Wege ab und kamen auf die Straße, die da nach Nazareth ging. Als sie ein wenig fortgingen, da kamen sie zu einem Baum, unter dem lag im Schatten ein fauler Bauernknecht, der nicht dienen mochte, und kehrte die Füße gen Himmel. Zu dem sprach der Herr: „Gesell, steh auf und zeig uns den Weg nach Jericho." Der Bauer war so stinkfaul, richtete nur den Kopf ein wenig auf und deutete mit einem Fuß, sprach mit faulen Worten: „Dort bei jener Marterſäule gehet hinaus den Weg zur linken Hand." Fiel also vor großer Faulheit wieder nieder.

Und der Bauernknecht gemahnt mich viel an jene drei, die einmal unter einem zeitigen Feigenbaum lagen. Da war der eine so faul, daß er keine abbrechen mochte, sondern still lag und sprach: „Lieben Pflaumen, fallt mir ins Maul!" Der andere sprach, als er seinen Ge-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sellen also wünschen hörte: „Wie, möchtest du sie kauen?" und meinte, wenn ihm schon eine ins Maul fiele, so wäre er so faul, er möchte sie nicht kauen. Da sprach der dritte: „Ei, verdrießt euch nicht die Rede?" Meinte also der dritte, er möchte das nicht reden, daß eine herunterfallen sollte. Nun mag ein jeder erkennen, welcher unter diesen dreien der faulste gewesen sei. Zu diesen hätte der faule Bauernknecht auch sehr wohl gedient, und wäre gleich ein Kleeblättlein gewesen auf einem Stiel.

Der Herr und St. Peter gingen wieder dahin, und als sie etliche Felder Weges gegangen waren, da gingen sie wieder irr. Da sah sich St. Peter um und hörte eine Bauernmagd singen, die war in einem Acker grasen und war zu ihrer Arbeit sehr guter Dinge. Als sie zu ihr kamen, fragte sie der Herr und sprach: „Meine liebe Tochter, wo gehn wir den rechten Weg nach Jericho?" Die gute Magd lief flugs zu ihnen und sprach: „Kommt, ich will euch auf den rechten Weg weisen." Ging also mit ihnen wohl drei Felder Weges, bis sie auf die Fußpfade kamen. Da sprach die Magd: „Jetzt geht nur diesen Weg vor euch, so kommt ihr gleich auf die rechte Straße; die trägt euch gen Jericho in die Stadt." Und schied die Magd also wieder von ihnen mit fröhlichen Gebärden.

Als nun der Herr und Petrus den Fußpfad fortgingen, auch auf die rechte Straße kamen, da fing Petrus an und sprach: „Herr, ich bitte dich, du wollest dieser Magd etwas bescheren für ihre Müh und Arbeit, daß sie uns so treulich den Weg gezeigt und so weit mit uns gegangen ist." Da sprach der Herr: „Was meinst du, daß ich ihr dafür zum Lohne geben soll?" St. Peter antwortete: „Herr, beschere ihr einen frommen Mann! denn sie ist ganz willig mit allen ihren Sachen und arbeitet ihr Ding ganz fleißig mit züchtigem und fröhlichem Gesang." Der Herr sprach: „Hast du den faulen Bauern dort unter dem Baume liegen sehn? Den muß die Magd zum Manne haben." Petrus sprach: „Ach Herr, das wäre eine Schande, sollte sie einen solchen faulen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schelm zum Manne haben. Gib ihr einen frommen!“ Der Herr sagte: „Nein; wenn sie nicht wäre mit ihrer Arbeit, so ginge der Bauer zu Grunde und käme in Jammer, Schande, Angst und Not seiner Faulheit halber.“ „Ei,“ sprach Petrus, „es ist wahrlich zu erbarmen, daß sie soll mit dem Bauern geschlagen sein.“ Der Herr antwortete: „Es ist von Gott also verordnet und muß auf der Welt also zugehn, daß faul und behend zusammenkommt; denn eines muß dem andern die Hand geben.“

Ende.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Forschungen und Abenteuer im Orient

Ewald Banse

Tripolis

10 Bogen Text, 102 Abbildungen auf Tafeln und im Texte nach Photographien u. Handzeichnungen des Verfassers, 3 farbige Originalkarten.

Geheftet Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.— in Karton.

„So erscheint uns das Buch vorbildlich für die Art, wie geographische Kenntnisse den weitesten Kreisen des Volkes nahe gebracht werden können. . . . Es ist nicht zuviel gesagt mit der Behauptung, daß das Buch von Banse einen neuen Typ moderner Reisegeographie bedeutet."

Dr. Haack im Geographischen Anzeiger.

Ewald Banse / Auf den Spuren der

Bagdadbahn

Mit 82 Illustrationen im Text nach Handzeichnungen des Verfassers und auf Tafeln, sowie mehreren Originalkarten, darunter eine große, dreifarbige Routenkarte.

Brosch. Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.— in Karton.

„Das Buch ist hochinteressant. Es enthält wirkliche Wissenschaft, und daneben liest es sich sehr anziehend, denn der Verfasser versteht, seine Beobachtungen in das anziehende Gewand persönlicher Erlebnisse und anziehender Schilderung zu kleiden. Wir begleiten ihn von Bagdad aus, dessen echt orientalisches, vom Abendland noch nicht berührtes Leben packend geschildert wird, durch Babylonien über Mossul, Aintab und Adana auf den Spuren der Bagdadbahn bis Eregli, dem Endpunkt der Bahn."

Hoppe in den Neuesten Nachrichten aus dem Morgenlande.

Alexander Duncker Verlag / Weimar

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Werke für Jagd- und Naturfreunde

Egon Freiherr von Kapherr

In Russischer Wildnis

Erinnerungen eines Jägers

Mit zahlreichen Zeichnungen und mehrfarbigem Umschlag von Paul Haase, sowie Textabbildungen nach Photographien.
20 Bogen. 1.—3. Auflage.

Geheftet Mk. 5.50, gebunden Mk. 7.—.

„Kapherr's Buch liegt stets handgerecht auf meinem Schreibtisch, um gelegentlich ein Kosthäppchen zu nehmen." Genthe im Tag.
„Das Buch werden auch andere Leute, nicht nur Jäger, mit Vergnügen lesen." Hannov. Courier.

Egon Freiherr von Kapherr

In sibirischen Urwäldern

Mit 8 Bildern nach Aufnahmen, sowie 27 Textbildern nach Federzeichnungen von Paul Haase.

Geheftet Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.—.

„Ich habe selten Jagderlebnisse mit so tiefem, fast möchte ich sagen, leidenschaftlichem Interesse gelesen, wie die in diesem Buche niedergelegten." B. v. Reisner in der „Wacht".

Kolk der Rabe

und andere Tiergeschichten

von Egon Freiherr von Kapherr und Friedr. Freiherr von Gagern

Mit 25 ganzseit. u. 31 Textzeichnungen sowie mehrfarbigem Umschlag von Paul Haase. 19 Bogen. 1.—3. Tausend.

Broschiert Mk. 5.50, gebunden Mk. 7.—.

„Ein merkwürdig fesselndes Buch. Das Leben der Tiere, besonders des Waldes, findet hier zwei Schilderer, die sich an Feinheit der Beobachtung, an Vertiefung in das Seelische der Zwei- und Vierfüßler aufs wunderbarste gleichen. Die kurzen Geschichten lesen sich, obwohl sie nur unter Tieren spielen, spannend wie ein guter Roman; man wird an Maupassants feine psychologische Skizzen erinnert."
Leipziger Neueste Nachrichten.

Alexander Duncker Verlag / Weimar

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

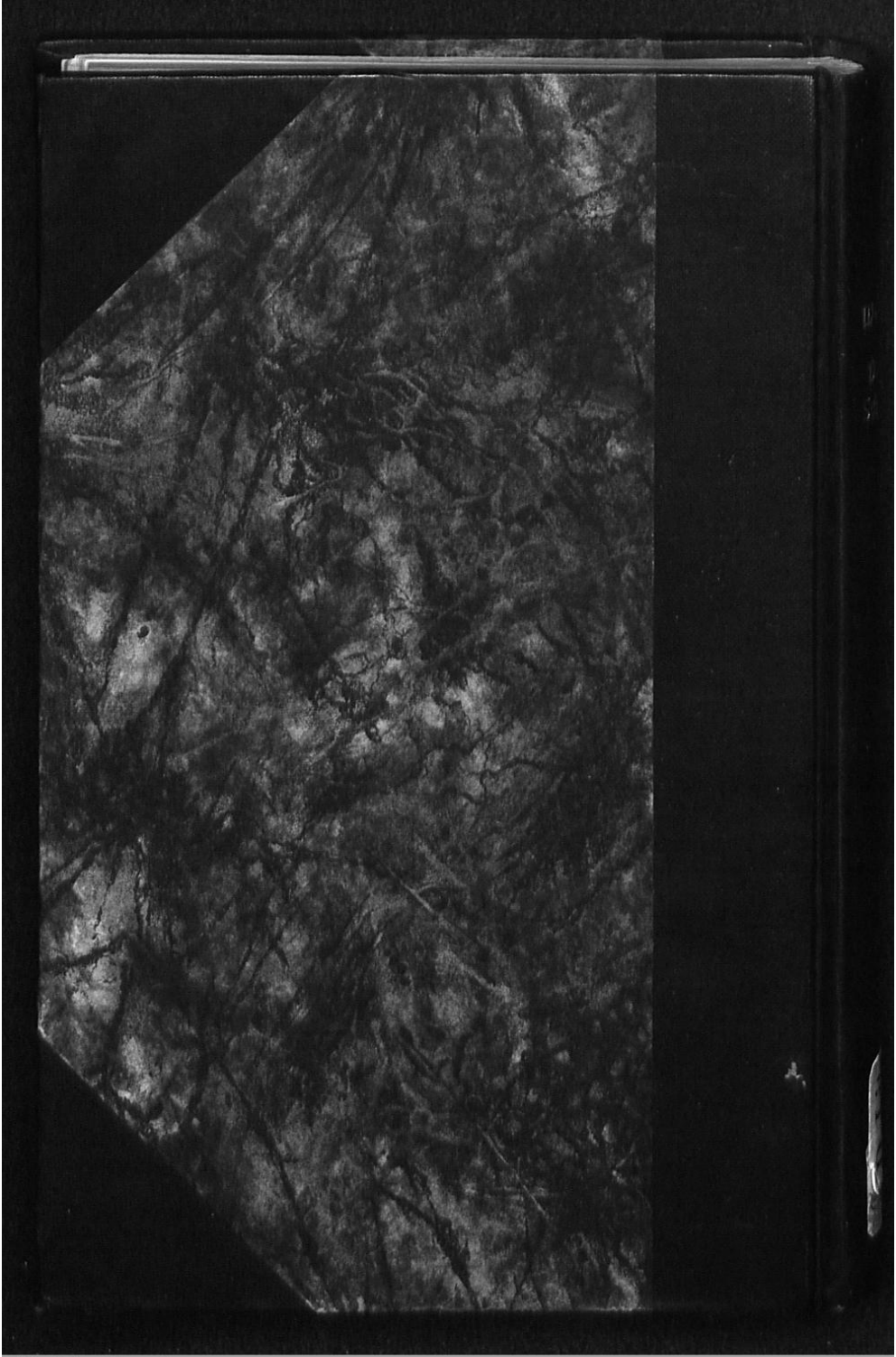
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

1687/34 14 kg 2,50
1 Um
IV

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

STÄDT. BUCHBINDEREI
DÜSSELDORF

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf